XXVI. Jahrg. Berlin, den 30. März 1918. Nr. 18.





Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Großbeerenstraße 67.
1918.



Der alte Sauerteig.

Welches wüste Gebrüll! Heulen so Menschenstimmen?

„Gütig ist der Grund Deines Herzens, Mensch, der Du täglich mir von Deinem Brote sprichst, mich bittest und mir dankst. Um Brot, für Brot. Und der Weizen steht und prangt und die Mühlen gehen und mahlen und Ihr backt und vertheilt. Und Ihr praßt und Ihr hungert. Zu diesem Allen schweigt Gott. Gott nenne ich Euch, da Ihr mich entsetzt. Ihr seid zu groß, um meiner zu gedenken. Zu erfüllt seid Ihr. So erfüllt, daß es aus Euch

quillt. Was aus Euch dringt, kenne ich nicht mehr, aber fruchtbarer scheint Ihr mir als Wiesen an Wurzeln, als Meere an Muscheln, als Wolken an Tropfen. Ward ich Euch Kreatur? Und seid Ihr Gott? Bin ich erblindet? Stündlich entreißet Ihr Euch meiner Zärtlichkeit. So weit seid Ihr von Gottes Hand gerathen. Ich nenne Euch Gott, weil Ihr unermeßlich seid in Eurer Menge. Du aber, göttlich geliebter Mensch meines Herzens, sollst den Hauch meiner Liebe spüren. Neu sollen geöffnet werden für Dich die Jahreszeiten, die Halme mit ihren Knospen, die friedlichen Augen der Thiere, alle Pfeifen meiner Orgel, alle Felsen, woraus Quellen springen. Nie soll der Schatten des Unwahren Deine Schwelle kreuzen. Siehe, die Liebe ist wahr wie Gott." Diese Zeilen hatte ich gerade in einem kleinen Buch gelesen, auf dessen Pergamentschale steht: „Gott betet. Von Mechtild Lichnowsky." Ein Parergon der Dichterin, die, vor vier Jahren, aus dem reinen Buch „Götter, Könige und Thiere in Egypten" gesprochen hatte: Hier bin ich. Kühn, schlicht, kräftig. Noch ist viel „Feuilleton" drin. Heine spukt übers Schiffsverdeck hin; aber auch würziger Ruch ist aus Thälern, von Höhen des Bayernwaldes, in dem, am alten Stamm der Arco, diese Weibnatur erwuchs. Und ein Drang, die Dinge zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen, zu betasten, als leuchte noch der erste Schöpfungtag. „Wie ist eine Katze? Wie läuft die Linie ihres Rückens? Wie geht sie? Niemand wüßte es. Oder beschreibt mir die Blumen, die ich nennen werde. Jeder Salon hat doch Blumen; zwar sieht man sie nie an, man hält aber trotzdem darauf. Beschreibt mir also ein Ding, das stündlich sich in Euren Linsen spiegelt. Ihr seht keine besonderen Merkmale. Aber Ihr müßt Skarabäen sammeln. Der Farbe wegen? Dafür würde eine Bohnensammlung genügen. Es giebt nichts Entzückenderes als Bohnen; grüne, gelbe, graue, marmorirte, glasirte, schattirte. Sie dürfen gar keine echten Skarabäen haben, da Sie weder die echten lebenden noch die durch die Kunst verklärten noch die falschen von einander unterscheiden. Können Sie sich einen Blinden vorstellen, der Stiche sammelt?" Gut: weil Egypten aus solchem Auge zuvor nicht gesehen worden war und weil das außen Erblickte und das innen Erschaute in sauberem Kleid aus gewachsenem Sprachstoff, manchmal schon mit dem Perlbehang eines von Persönlichkeit geform-

ten Schmuckes einherging. Dann kam das „Spiel vom Tod“, im Schleiergewand eines Dramas, und „Der Stimmer“, den man eine Novelle nennen mag. Davon heute erzählen, die Rümpfe gar kritisch zerlegen, Saftiges von Faserigem sondern, das Eingeweide und Sehnengebündel tadeln, weils für bequemen Gaumengenuß nicht taugt? Die Stunde stimmt nicht dazu. Hier ist Musik. Ist ein Dreiklang, der Menschen umarmt, ihrem Wesen und ihrem Verhältniß zu einander die Sphäre, Atmosphäre webt und aus dem selbst der nicht darin heimisch Werdende anders scheidet, als er hineinsank. Hier ist nicht edles Dilettiren einer Vornehmen, die, statt mit ihrem feinen Gefühl das „Publikum“ zu entgroben, zu durchläutern, aus eigenem Kraftvermögen Kunst schaffen, nicht nur immer zuhören, sondern, endlich, selbst reden will. Weder die Literatur-Dame, die schon in stattlichen Rudeln weidet, noch eine ins Weltliche gewandte Heilige Mechtildis, die adelig zarte, blind dem Heiland gehorsame Magd mit dem schwachen Körper und dem dünnen Hälschen, die dennoch in den Frauenklöstern am Ammersee und zwischen Augsburg und Ulm so straffe Zucht hielt. Die auf ihren Namen Getaufte hätte sich an dem aus Weiß, Gold und Purpur gewirkten Kleid, das jeder zur himmlischen Hochzeit Geladene tragen müsse, wohl, wie an allem Schönen, gefreut und, auf ihre Art andächtig, gern mit dem Goldkettchen gespielt, das in dem Cedernhaus mit dem Silbergetäfel am Goldriegel hängt und, wie ein Klingelschnürlein, dem Sehnen der Menschenseele die Oeffnung der Thür zum Herzen Gottes mit seiner Schelle erflehen kann. Von Brot und Gemüse zu leben, auf rauher Streu zu schlafen, würde auch dieser Mechtildis nicht allzu schwer; und sie verstünde den schmächtigen, unter blondem Kraushaar sanft aufblickenden Heiligen, den schlechte Erziehung und Gewohnheit, ohne übles Grundwollen, in ein Räuberleben verstrickt, Gottes Güte aber aus dem Fegfeuer auf die Heiligenau des Himmels gehoben hat. Den Stoff, aus dem Himmelsvolk des vierzehnten Jahrhunderts wurde, muß das Auge bewundern, wie anderes in Ehrwürde Bestattete. („Ich stehe am Sarg einer Königin, die im Kindbett starb. Ihr kleines Töchterchen ruht neben ihr. Wer hat um Beide geweint? Wer hat sie liebevoll gebettet?“) Aber sein Duft und seine Farbe ist Tod. Und diese Dichterin will Leben; Sonne und Thiere, Musik und Blumen, Hoch-

wald und Wiese, manchmal auch Menschen; am Liebsten, vielleicht, Unerwachsene oder Einfalt, die noch nicht verbildet ward. Wer das Recht hätte, ihr zu rathen, müßte, zuerst, warnen: schon jetzt in die Wipfel der höchsten Seinsprobleme, doch etwas mühsam, hinaufzuklimmen; den letzten Fragen von Leben und Tod die Antwort zu suchen und gar einem Gott, einem von heute, die Seele zu öffnen, die Zunge zu lösen. Der Genius darf, das vollreife Können mag es wagen. Dieses Parergon ist dem Ton Nietzsches zu nah, der seine Zarathustraweise wieder den Heiligen Büchern des Ostens, den Reden des Buddha, Manus und der Anderen, entlieh. Zu nah (nicht: ihm nachgeahmt) und drum nicht immer von eigenem Athem lebend. Vollendung gelänge der Dichterin wohl aus erdhafterem Stoff. Doch in unseren Himmeln sei Freude darüber, daß sie ist. Jemand. Der den Muth hat, nicht wie die in Clavigos Sinn Verwegenen zu sein, „die sich über so Vieles hinaussetzen und doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden werden“. Eine aus süddeutschem Schaft, aus noch erkennbarer Wurzel sonnenwärts langende Seele, die das Auge frei aufschlägt und durch die, um die Schöpfung werden kann.

Gott betet. „Zu Dir, lieber Mensch, denn Du bist allgütig und unsichtbar. Du athmest den Wohlgeruch nicht, der aus der Tiefe Deines Seelenkelches zu mir dringt. Ich trinke Dich zur Neige in vollkommener Liebe. Du liebst meine Geschöpfe. Ich fühle es, wenn ich Dich trinke.“ Kann Gott irren? Auch Dieser? Daß Güte dem Menschen, gerade dem unseren Blick nächsten, ein verächtliches Ding und das Kennzeichen matter Schwäche geworden ist, daß der Mensch den Menschen nicht gütig sieht, das Geschöpf seines Gottes nicht liebt, ist unser tiefster Schmerz; an jedem Morgen der erste und der letzte an jedem Abend. Seltsamer Zufall, der in dieser Stunde mich das Büchlein der Frau Mechtild Lichnowsky lesen ließ. Doch was ist Zufall anders als der rohe Stein, der Leben annimmt unter Bildners Hand? In das Besinnen des Dranges nach neuer, noch nicht von Athemsschiebung und Fingersbetastung blind und fettig gewordener Sprachmünze, die hier die Währung des Glaubens an menschliche Allgüte sichern soll, bricht das Stimmengeheul, das den Namen Lichnowsky in alle Winde verschreit. Als eines Tropfes, Gecken, Verräthers den Namen des Gatten der Dichterin: Karl Max

des Sechsten, Fürsten Lichnowsky, Edlen Herrn von Woschütz, Herrn auf Kuchelna und Schloß Graetz. Schlesischer Uradel, der, schon im fünfzehnten Jahrhundert, von der austro-schlesischen Herrschaft Lichnow den Geschlechtsnamen lieh. Wirklicher Geheimer Rath, Major, Malteser, Ehren-Großkomthur des Sankt Georg-Ordens; wohl auch reich: denn in jeder Kriegsanleihelliste fand ich ihn als Hingeber einer Million. Ein Mann, dem Feindessieg allen Lebensbehang durchlöchert, den Besitz arg geschmälert hätte und der nicht zu beschwören, zu erweisen braucht, daß er sein Vaterland, den Quell seiner Macht, seines Glanzes, liebt. Er war, unter Philipp Eulenburg, Sekretär unserer wiener Botschaft, in Bülows Kanzlerzeit Personalreferent des Auswärtigen Amtes, vom Herbst 1912 bis in den Hochsommer 1914 Kaiserlicher Botschafter in London. Nach dem Kriegsausbruch wurde er, oben und unten, heftig gescholten. „Der Hauptschuldige! Ließ sich von der Krämerbande betölpeln und berichtete bis in die letzten Tage Unsinn. Ein Wirrkopf, dem man nie solches Amt anvertrauen durfte.“ Oft wars zu lesen, überall zu hören; und keine Amtsstimme widersprach. „Gott, der gute Lichnowsky! Ahnunglos . . .“ Ist er zu tadeln, weil er sich wehrte? Leise nur that ers. In einem Land mit moderner Staatseinrichtung hätte der Verrufene im Parlament gesagt oder in eine Zeitung geschrieben: So wars. Das ging im Haus alten Sauerteiges nicht. Für sein Archiv und für ein Halbdutzend ihm Wichtiger schreibt er die Geschichte seiner „londoner Mission“; ohne die Optik und Akustik der Oeffentlichkeit (die er nicht will) zu beachten; mit den Zornesschnörkeln, unnöthigen Ausfällen, kleinen Gedächtnißfehlern, die in einem Privatbrief verzeihlich sind. Wider seinen klar ausgedrückten Willen werden von einem ihm persönlich nicht bekannten, unhemmbar in Martyrien strebenden Offizier, gegen dessen Zuverlässigkeit kein Mißtrauen sich regen konnte, Abschriften für Prinzen, Minister, Generale, Parteiführer gemacht. Der im Feuer bewährte Hauptmann, dem, auf sein drängendes Bitten, die Schrift für ein paar Stunden geliehen und der verpflichtet worden war, auch von ihrem Inhalt nichts weiter sickern zu lassen, scheint sich in den Glauben verrannt zu haben, des Kriegsgrauses Ende müsse rasch nahen, wenn die von Lichnowsky erwähnten Thatsachen den „Führenden“ bekannt seien. Wo, wann, wie eine der

Abschriften sich verirrt, den Weg in eine Winkeldruckerei, ins Ausland gefunden hat, brauchen wir nicht zu ermitteln. Seit Monaten soll die Schrift, auf schlechtem Papier, mit vielen Satzfehlern und einem „Nachwort der Herausgeber" (die ihr auch eine Titelsensation erfunden hatten) leichter zu erlangen gewesen sein als Butter und Rindswurst. An Alledem war der Fürst so unschuldig, wie er an einem Einbruch gewesen wäre, der das Manuskript aus einem Stahlschrank gestohlen hätte. Im März hörten wir, ein stockholmer Sozialistenblatt habe ein (auch schon weithin verbreitetes) Offenes Schreiben des Herrn Dr. Muehlon, der bis ins Jahr 1917 dem Vorstand des Hauses Friedrich Krupp angehörte, und den Anfang von Lichnowskys Schrift veröffentlicht. Wie häßlich schmerzhaft mußte das Geraun, dann das Gelärm auf die Hauptbetheiligten, zwei, vielleicht, still im Geistigen lebende Menschen, wirken! Gerichtssitzung im Hauptausschuß des Reichstages. Schimpfgestöber, auch Geiferregen in der Presse. Kein edles Wort, keine Verbeugung vor dem reinen Willen der für Demokratie zeugenden Durchlaucht. Die scheint ja gestrauchelt zu sein; liegt wohl für immer. „Feste druff." Mit Stiefel und Speichel. Wer hört Gott beten? „Allgütig wollte ich Dich, lieber Mensch. Nirgends aber sieht so Dich mein Auge."

Die Regirung (der ich oft so vernünftigen Entschluß nachrühmen möchte) ließ die Schriftsätze des Fürsten und des Industriedirektors in alle Zeitungen gelangen. Ich beschränke mich in die Wiedergabe des politisch, also nicht für heute und morgen nur, Wichtigen. Dessen Umfang fordert Geduld.

„Im September 1912 starb Baron Marschall, der nur wenige Monate auf dem londoner Posten gewesen war. Seine Ernennung, die wohl hauptsächlich wegen seines Alters und der nach London gerichteten Wünsche eines jüngeren Beamten erfolgte, gehörte zu den vielen Mißgriffen unserer Politik. Trotz eindrucksvoller Persönlichkeit und großem Ansehen zu alt und zu müde, um sich noch in die ihm völlig fremde angelsächsische Welt einzuleben, war er mehr Beamter und Jurist als Diplomat und Staatsmann. Er war sofort eifrig bestrebt, die Engländer von der Harmlosigkeit unserer Flotte zu überzeugen, wodurch natürlich nur der gegentheilige Eindruck entstand. Zu meiner großen Ueberraschung wurde mir im Oktober der Posten angeboten. Ich hatte mich nach mehrjähriger Thätigkeit als Personalreferent im Auswärtigen Amt auf das Land zurückgezogen und die Zeit zwischen Flachs und Rüben und auf Pferden und Wiesen

verbracht, dabei auch Manches gelesen und gelegentlich politische Aufsätze veröffentlicht . . . Herr von Kiderlen wollte eigentlich Herrn von Stumm nach London schicken. Er begegnete mir sofort mit unverkennbarem Uebelwollen und suchte mich durch Unhöflichkeit einzuschüchtern. Herr von Bethmann Hollweg brachte mir damals freundschaftliche Gesinnungen entgegen und hatte mich kurz vorher in Graetz besucht. So glaube ich, daß man sich auf mich einigte, weil kein anderer Kandidat augenblicklich zur Verfügung stand. Wäre nicht Baron Marschall unerwartet gestorben, so wäre ich damals eben so wenig hervorgeholt worden wie in den vielen vergangenen Jahren.

Als ich nach London kam, im November 1912, hatte man sich über Marokko beruhigt, da inzwischen in Berlin eine Vereinbarung mit Frankreich erfolgt war. Die Mission Haldanes war zwar gescheitert, da wir die Zusage der Neutralität verlangten, statt uns mit einem Vertrage zu begnügen, der uns vor britischen Angriffen und vor Angriffen mit britischer Unterstützung sichern sollte. Sir Edward Grey aber hatte den Gedanken, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, nicht aufgegeben und versuchte es zunächst auf kolonialen und wirthschaftlichen Gebieten. Durch Vermittelung des befähigten und geschäftskundigen Botschafters Von Kühlmann waren Besprechungen über eine Erneuerung des portugiesischen Kolonialvertrages und über Mesopotamien (Bagdadbahn) im Gange, die das unausgesprochene Ziel verfolgten, sowohl die genannten Kolonien wie Kleinasien in Interessensphären zu theilen.

Der britische Staatsmann wollte, nachdem sowohl mit Frankreich wie mit Rußland die alten Streitfragen geregelt waren, auch mit uns zu ähnlichen Abmachungen gelangen. Nicht, uns zu vereinsamen, sondern, uns möglichst zu Theilnehmern an der bestehenden Genossenschaft zu machen, war seine Absicht. Wie es gelang, britisch-französische und britisch-russische Gegensätze zu überbrücken, so wollte er auch die britisch-deutschen möglichst beseitigen und durch ein Netz von Verträgen, zu denen schließlich wohl auch eine Vereinbarung über die leidige Flottenfrage gehört hätte, den Weltfrieden sichern, nachdem unsere frühere Politik zu einer Genossenschaft, der Entente, geführt hatte, die eine gegenseitige Versicherung gegen Kriegsgefahr darstellte. Das war das Programm Greys. In seinen eigenen Worten: Unbeschadet der bestehenden Freundschaften (zu Frankreich und Rußland), die keinerlei aggressive Zwecke verfolgen und keinerli bindende Verpflichtungen für England in sich schließen, mit Deutschland zu einer freundschaftlichen Annäherung und Verständigung zu gelangen und die beiden Gruppen einander näher zu bringen.

Unsere Bundesgenossen wünschten die Gründung eines selbständigen Staates Albanien, da Oesterreich die Serben nicht an die Adria und Italien die Griechen nicht nach Valona, ja, nicht einmal nördlich von Korfu gelangen lassen wollte. Im Gegensatz hierzu förderte bekanntlich Rußland die serbischen und Frankreich die griechi-

schen Wünsche. Mein Rath ging nun dahin, diese Frage als außerhalb des Bündnisses stehend zu betrachten und weder die österreichischen noch die italienischen Wünsche zu unterstützen. Ohne unsere Förderung aber wäre die Errichtung Albaniens, dessen Lebensunfähigkeit vorauszusehen war, unmöglich gewesen. Serbien wäre an das Meer gelangt und der jetzige Weltkrieg vermieden worden. Frankreich und Italien hätten sich über Griechenland ernstlich entzweit und die Italiener, falls sie nicht gegen Frankreich allein kämpfen wollten, sich mit der Ausdehnung Griechenlands bis nördlich von Durazzo abfinden müssen. Die Civilisation in dem größten Theil Albaniens ist griechisch. Die Städte sind es im Süden vollkommen und während der Botschafterkonferenz kamen Abordnungen aus größeren Städten nach London, um die Angliederung an Griechenland durchzusetzen. Auch im heutigen Griechenland leben albanische Volkstheile und die griechische Nationaltracht sogar ist albanischen Ursprunges. Die Einverleibung der überwiegend orthodoxen und islamitischen Albaner in den griechischen Staat war daher die beste Lösung, die natürlichste, wenn man etwa Skutari und den Norden den Serben und den Montenegrinern überließe. Für diese Lösung war auch S. M. aus dynastischen Gründen. Als ich den Monarchen brieflich in dieser Richtung bestärkte, erhielt ich vom Reichskanzler erregte Vorwürfe, ich gelte als Gegner Oesterreichs und er müsse sich solche Eingriffe und die direkte Korrespondenz (mit dem Kaiser) verbitten.

Wir mußten uns von der verhängnißvollen Ueberlieferung endlich lossagen, Dreibundpolitik auch im Orient treiben, und den Irrthum erkennen, der darin lag, uns im Süden mit den Türken und im Norden mit den Austro-Magyaren zu identifiziren. Denn die Fortsetzung dieser Politik, die wir beim Berliner Kongreß begonnen und seither mit Eifer gepflegt hatten, mußte mit der Zeit und namentlich, wenn die nöthige Gewandtheit an leitender Stelle fehlte, zum Zusammenstoß mit Rußland und zum Weltkriege führen. Statt uns mit Rußland auf Grundlage der Unabhängigkeit des Sultans, den man auch in Petrograd nicht aus Konstantinopel entfernen wollte, zu einigen und uns, unter Verzicht auf militärische und politische Eingriffe, auf wirthschaftliche Interessen im Orient zu beschränken und mit der Zerlegung Kleinasiens in Interessensphären zu begnügen, ging unser politischer Ehrgeiz dahin, am Bosporus zu dominiren. In Rußland entstand die Meinung, der Weg nach Konstantinopel und ins Mittelländische Meer führe über Berlin. Statt die kräftige Entwickelung der Balkanstaaten zu fördern, die, einmal befreit, Alles eher sind als russisch und mit denen wir die besten Erfahrungen machten, stellten wir uns auf die Seite der türkischen und magyarischen Unterdrücker. Der verhängnißvolle Irrthum unserer Dreibund- und Orientpolitik, die Rußland, unseren naturgemäß besten Freund und Nachbar, in die Arme Frankreichs und Englands gedrängt und von der asiatischen Ausbreitungpolitik abgedrängt hatte, war um so augen-

fälliger, als ein russisch-französischer Ueberfall, die einzige Hypothese, die eine Dreibundpolitik rechtfertigte, aus unserer Berechnung ausscheiden konnte.

Seit den siebenziger Jahren hatte sich in Oesterreich die Lage so von Grund aus verändert wie etwa in Bayern. Wie hier eine Rückkehr zum großdeutschen Partikularismus und zur altbayerischen Politik nicht zu befürchten ist, so war dort ein Wiederaufleben der Politik der Fürsten Kaunitz und Schwarzenberg nicht zu gewärtigen. Unsere Interessen aber würden durch einen staatsrechtlichen Anschluß Oesterreichs, das auch ohne Galizien und Dalmatien nur etwa zur Hälfte von Germanen bewohnt ist, also etwa ein großes Belgien darstellt, eben so leiden wie durch Unterordnung unserer Politik unter wiener und pester Gesichtspunkte. Wir konnten uns nicht mit all den österreichischen Zwisten vermählen und brauchten nicht Rücksicht auf alle Wünsche unserer Bundesgenossen zu nehmen; sie war nicht nur unnöthig, sondern auch gefährlich, weil sie zum Zusammenstoß mit Rußland führte, wenn wir orientalische Fragen durch österreichische Brillen betrachteten. Die Ausgestaltung des Bündnisses aus einem unter einer einzigen Voraussetzung geschlossenen ‚Zweckverband‘ zu einer Gesammtgemeinde, zu einer Interessengemeinschaft auf allen Gebieten war geeignet, eben Das herbeizuführen, was das Rechtsgeschäft verhindern sollte: den Krieg. Eine solche Bündnißpolitik mußte außerdem den Verlust der Sympathien junger, kräftig aufstrebender Gemeinwesen auf dem Balkan nach sich ziehen, die bereit waren, sich an uns zu wenden und uns ihre Märkte zu öffnen. Der Gegensatz zwischen Hausmacht und Nationalstaat, zwischen dynastischer und demokratischer Staatsidee mußte zum Austrag kommen; und wir standen, wie gewöhnlich, auf falscher Seite. König Karol hat zu einem unserer Vertreter gesagt, er habe das Bündniß mit uns unter der Voraussetzung geschlossen, daß wir die Führung behielten; ginge diese aber an Oesterreich über, so ändere Das die Grundlage des Verhältnisses und er werde unter solchen Umständen nicht weiter mitmachen können. Aehnlich lagen die Dinge in Serbien, wo wir gegen unsere eigenen wirthschaftlichen Interessen die österreichische Erdrosselungpolitik unterstützten.

Bald nach meiner Ankunft in London, Ende 1912, regte Sir Edward Grey eine zwanglose Besprechung an, um zu vermeiden, daß aus dem Balkankrieg sich ein europäischer entwickle. Der britische Staatsmann nahm von Anfang an die Haltung ein, daß England an Albanien kein Interesse habe, wegen dieser Frage also nicht gewillt sei, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Er wollte als ‚ehrlicher Makler‘ lediglich zwischen den beiden Gruppen vermitteln und Schwierigkeiten beilegen. Er stellte sich daher keineswegs auf die Seite der Ententegenossen und hat während der Dauer der etwa achtmonatigen Unterhandlungen durch guten Willen und seinen maßgebenden Einfluß nicht unwesentlich zur Einigung beigetragen. Statt

daß wir eine der englischen analoge Haltung einnahmen, vertraten wir ohne Ausnahme den Standpunkt, der uns von Wien aus vorgeschrieben wurde. Graf Mensdorff führte den Dreibund in London, ich war sein ‚Sekundant‘. Meine Aufgabe bestand darin, seine Vorschläge zu unterstützen. In Berlin schaltete der kluge und erfahrene Graf Szögyenyi. Sein Refrain war: ‚Und dann tritt der Bündnißfall ein‘; und als ich die Richtigkeit dieses Schlusses einmal anzuzweifeln wagte, wurde ich wegen Austrophobie verwarnt. Unter Anspielung auf meinen Vater hieß es auch, ich sei ‚erblich belastet‘.

Grey leitete die Verhandlungen mit Umsicht, Ruhe und Takt. Wenn eine Frage sich zu verwickeln drohte, entwarf er eine Einigungformel, die das Richtige traf und auch stets Annahme fand. Seine Persönlichkeit genoß bei allen Theilnehmern gleiches Vertrauen. Wir hatten thatsächlich wieder einmal eine der vielen Kraftproben, die unsere Politik kennzeichnen, glücklich überstanden. Rußland hatte überall vor uns zurückweichen müssen, da es niemals in der Lage war, den serbischen Wünschen Erfolg zu verschaffen. Albanien war als österreichischer Vasallenstaat errichtet und Serbien vom Meer verdrängt. Der Verlauf der Konferenz war daher eine neue Demüthigung für das russische Selbstbewußtsein. Wie 1878 und 1908 hatten wir uns dem russischen Programm entgegengestellt, ohne daß deutsche Interessen im Spiel waren. Bismarck wußte den Fehler des Kongresses durch den geheimen Vertrag und durch seine Haltung in der Battenbergfrage zu mildern; die in der bosnischen Frage wieder betretene abschüssige Bahn wurde in London weiter verfolgt und, als sie an den Abgrund führte, nicht rechtzeitig verlassen.

Als einer meiner Herren im Frühjahr 1914 vom Urlaub aus Wien zurückkehrte, erzählte er, Herr von Tschirschky erkläre, es gebe bald Krieg. Da ich über wichtige Vorgänge stets in Unkenntniß gelassen wurde, hielt ich diesen Pessimismus für unbegründet. Seit dem Bukarester Frieden scheint aber thatsächlich in Wien die Absicht bestanden zu haben, eine Revision dieses Vertrages auf eigne Faust durchzuführen, und man wartete anscheinend nur auf einen günstigen Anlaß. Auf unsere Unterstützung konnten die wiener Staatsmänner selbstverständlich rechnen. Das wußten sie, denn es war ihnen schon wiederholt ‚Schlappheit‘ vorgeworfen worden. Man drängte in Berlin sogar auf eine ‚Rehabilitirung‘ Oesterreichs.

Als ich im Dezember 1913 von längerem Urlaub nach London zurückkehrte, hatte die Frage Liman von Sanders zu einer neuen Verschärfung unserer Beziehungen zu Rußland geführt. Grey machte mich nicht ohne Besorgniß auf die Erregung aufmerksam, die darüber in Petersburg herrsche. ‚Ich habe die Russen niemals so aufgeregt gesehen.‘ Ich wurde von Berlin aus beauftragt, den Minister zu bitten, in mäßigendem Sinn in Petersburg zu wirken und uns bei Beilegung des Streites behilflich zu sein. Sir Edward war hierzu gern bereit und seine Vermittelung hat nicht wenig dazu beigetragen, die

Angelegenheit zu ebnen. Meine guten Beziehungen zu Sir Edward und sein großer Einfluß in Petersburg wurden auf ähnliche Weise mehrfach benutzt, wenn es galt, dort Etwas durchzusetzen, da unsere Vertretung sich hierzu als völlig ungeeignet erwies. In den kritischen Tagen des Juli 1914 sagte mir Sir Edward: ‚Wenn Sie Etwas in Petersburg erreichen wollen, wenden Sie sich regelmäßig an mich; wenn ich aber einmal Ihren Einfluß in Wien anrufe, so versagen Sie mir Ihre Unterstützung.‘

Die guten und vertrauensvollen Beziehungen, die es mir gelang, nicht nur in der Gesellschaft und mit den einflußreichsten Persönlichkeiten, wie Grey und Asquith, sondern auch mit der Oeffentlichkeit anzuknüpfen, hatten eine merkliche Besserung unseres Verhältnisses zu England herbeigeführt. Sir Edward war aufrichtig bemüht, diese Annäherung zu befestigen, und seine Absichten traten besonders in zwei Fragen hervor: dem Kolonial- und dem Bagdadvertrag.

Im Jahr 1898 war zwischen dem Grafen Hatzfeldt und Herrn Balfour ein geheimes Abkommen unterzeichnet worden, das die portugiesischen Kolonien in Afrika in wirthschaftpolitische Interessensphären zwischen uns und England theilte. Da die portugiesische Regierung weder die Macht noch die Mittel besaß, ihren ausgedehnten Besitz zu erschließen oder sachgemäß zu verwalten, hatte sie sich früher bereits mit dem Gedanken getragen, ihn zu veräußern und ihre Finanzen dadurch zu saniren. Eine Einigung zwischen uns und England war zu Stande gekommen, welche die Interessen beider Reiche begrenzte und die um so größeren Werth besaß, als Portugal sich bekanntlich in völliger Abhängigkeit von England befindet.

Unseren Interessen und Wünschen wurde von der britischen Regierung das größte Entgegenkommen gezeigt. Grey beabsichtigte, uns seinen guten Willen zu bekunden, wünschte aber auch, unsere koloniale Entwickelung überhaupt zu fördern, da England die deutsche Kraftentfaltung von der Nordsee und von Westeuropa nach dem Weltmeer abzulenken hoffte. ‚Wir wollen Deutschland seine koloniale Entwickelung nicht mißgönnen‘, sagte mir ein Mitglied des Kabinets. Die Aufrichtigkeit der britischen Regierung in ihrem Bestreben, unsere Rechte zu achten, zeigte sich darin, daß Grey, noch ehe der Vertrag fertig gestellt oder unterzeichnet war, englische Unternehmer, die in den uns durch den neuen Vertrag zugewiesenen Gebieten Kapitalanlagen suchten und dafür die britische Unterstützung wünschten, an uns verwies, mit dem Bemerken, das Unternehmen gehöre in unsere Interessensphäre.

Der Vertrag war schon zur Zeit des Königbesuches in Berlin, also im Mai 1913, im Wesentlichen fertig. In Berlin war damals unter dem Vorsitz des Reichskanzlers eine Besprechung, an der auch ich theilnahm und bei der noch einzelne Wünsche festgelegt wurden. Bei meiner Rückkehr nach London gelang es mir mit Hilfe des Botschaftraths Herrn von Kühlmann, der mit Mr. Parker die Einzelheiten

des Vertrages bearbeitete, auch unsere letzten Vorschläge durchzusetzen, so daß der ganze Vertrag schon im August 1913, vor Antritt meines Urlaubs, von Grey und mir paragraphirt werden konnte.

Nun sollten aber neue Schwierigkeiten entstehen, die die Unterzeichnung verhinderten, und erst nach einem Jahr, also kurz vor Kriegsausbruch, konnte ich die Ermächtigung erhalten zum endgiltigen Abschluß. Zur Unterzeichnung aber ist es nicht mehr gekommen. Grey wollte nämlich nur unterzeichnen, falls der Vertrag sammt den beiden Verträgen von 1898 und 1899 veröffentlicht würde. England besitze sonst keine geheimen Verträge und es sei gegen die bestehenden Grundsätze, bindende Abmachungen zu verheimlichen. Er könne daher keinen Vertrag eingehen, ohne ihn zu veröffentlichen. Ueber Zeitpunkt und Art der Veröffentlichung sei er aber bereit, unseren Wünschen Rechnung zu tragen, vorausgesetzt, daß die Veröffentlichung in längstens Jahresfrist nach Unterzeichnung erfolge. Im Auswärtigen Amt aber, wo meine londoner Erfolge zunehmendes Mißvergnügen erregten und wo eine einflußreiche Persönlichkeit, die die Rolle des Herrn von Holstein spielte, den londoner Posten für sich in Anspruch nahm, erklärte man, die Veröffentlichung gefährde unsere Interessen in den Kolonien, da die Portugiesen uns dann keine Konzessionen mehr geben würden. Die Nichtigkeit des Einwandes erhellt aus der Erwägung, daß der alte Vertrag den Portugiesen höchst wahrscheinlich längst eben so bekannt war wie der neue und daß bei dem Einfluß, den England in Lissabon besitzt, die dortige Regirung einem deutsch-britischen Einverständniß gegenüber völlig willenlos ist.

Im Frühjahr 1914 besaß ich nicht mehr das Wohlwollen des obersten Reichsbeamten, da er fürchtete, ich strebe nach seinem Posten; doch muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei unserer letzten Unterredung vor Kriegsausbruch, Ende Juni 1914, seine Zustimmung zur Unterschrift und Veröffentlichung ertheilte. Trotzdem bedurfte es noch mehrfacher Anregungen von mir, die von Herrn Dr. Solf in Berlin unterstützt wurden, um endlich, Juli 1914, die Genehmigung zu erwirken. Da aber die serbische Krisis damals schon den Frieden Europas bedrohte, mußte die Vollziehung des Vertrages verschoben werden. Auch er gehört zu den Opfern des Krieges.

Durch den Bagdad-Vertrag wurde ganz Mesopotamien bis Basra unser Interessengebiet, unbeschadet älterer britischer Rechte an der Tigrisschiffahrt und den Wilcox-Bewässerung-Anlagen, ferner das ganze Gebiet der Bagdad- und Anatolischen Eisenbahn. Als britischer Wirthschaftbereich galten die Küsten des Persischen Busens und die Smyrna-Aidin-Bahn, als französischer Syrien, als russischer Armenien. Wurden beide Verträge vollzogen und veröffentlicht, so war damit eine Verständigung mit England erreicht, die allen Zweifeln an der Möglichkeit eines englisch-deutschen Zusammenwirkens für immer ein Ende machte.

Die heikelste alle Fragen war und blieb die Flottenfrage. Sie wird nicht immer ganz richtig beurtheilt.

Die Schaffung einer mächtigen Flotte am anderen Ufer der Nordsee, die gleichzeitige Entwickelung der bedeutendsten Militärmacht des Festlandes zur bedeutendsten Seemacht mußte in England mindestens als Unbequemlichkeit empfunden werden. Hierüber kann billiger Weise kein Zweifel bestehen. Um den nöthigen Vorsprung zu behalten, nicht in Abhängigkeit zu gerathen und sich die Herrschaft der Meere zu sichern, die Britanien braucht, um nicht zu verhungern, mußte es zu Rüstungen und Ausgaben schreiten, die schwer auf dem Steuerzahler lasteten. Eine Bedrohung der britischen Weltstellung ergab sich jedoch nur, wenn unsere Politik die Möglichkeit kriegerischer Entwickelungen gewärtigen ließ. Diese Voraussetzung war bei den Marokkokrisen und der bosnischen Frage in sichtbare Nähe getreten. Mit unserer Flotte nach den bestehenden Festlegungen hatte man sich abgefunden. Sie war den Briten gewiß nicht willkommen und bildete einen der Gründe, aber nicht den einzigen und vielleicht auch nicht den wichtigsten, für den Anschluß Englands an Frankreich und Rußland; aber wegen der Flotte allein hätte England eben so wenig zum Schwert gegriffen wie etwa wegen unseres Handels, der angeblich den Neid und schließlich den Krieg gezeitigt hat.

Ich vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß es trotz der Flotte möglich sei, zu freundschaftlicher Verständigung und Annäherung zu gelangen, wenn wir keine Novelle brächten und eine zweifelfreie Friedenspolitik trieben. Auch vermied ich, von der Flotte zu sprechen, und zwischen Grey und mir ist das Wort überhaupt nicht gefallen. Sir Edward Grey sagte gelegentlich in einer Kabinetssitzung: ‚Der deutsche Botschafter hat vor mir nie die Flotte erwähnt.‘

Während meiner Amtszeit schlug Mr. Churchill, der damalige Erste Lord der Admiralität, aus finanziellen Gründen und wohl auch, um der pazifistischen Richtung in seiner Partei entgegen zu kommen, eine einjährige Rüstungpause vor. Amtlich, von Grey, wurde der Vorschlag nicht unterstützt; zu mir hat er nie davon gesprochen. Mr. Churchill redete mich aber wiederholt darauf an. Ich bin überzeugt, daß seine Anregung aufrichtig gemeint war, wie überhaupt Winkelzügigkeit nicht im Wesen des Engländers liegt. Es wäre für Churchill ein großer Erfolg gewesen, dem Lande mit Ersparnissen aufzuwarten und den Rüstungalb, der auf dem Volk lastete, erleichtern zu können.

Ich entgegnete, es würde aus technischen Gründen schwer sein, auf seinen Gedanken einzugehen. Was sollte aus den Arbeitern werden, die für diese Zwecke geworben seien, was aus dem technischen Personal? Unser Flottenprogramm sei einmal festgelegt und daran lasse sich schwer Etwas ändern. Wir beabsichtigten aber auch nicht, es zu überschreiten. Er kam aber wieder darauf zurück und machte geltend, daß die für ungeheure Rüstungen aufgewendeten Mittel doch besser für andere, nutzbringende Zwecke Verwendung fänden. Ich entgegnete, daß auch diese Ausgaben der heimischen Industrie zu Gut kämen. Es gelang mir auch durch Unterredungen mit Sir W. Tyrrell, dem Kabinetschef Sir Edwards, die Frage von der Tagesordnung ab-

zusetzen, ohne zu verstimmen, obwohl sie im Parlament wiederkehrte, und zu verhindern, daß ein amtlicher Vorschlag erging. Es war aber ein Lieblinggedanke Mr. Churchills und der Regirung; und ich glaube, daß wir durch Eingehen auf seine Anregung und auf die Formel 16:10 für Großkampfschiffe einen greifbaren Beweis unseres guten Willens geben und die bei der Regirung vorherrschende Tendenz, mit uns in nähere Fühlung zu kommen, wesentlich befestigen und fördern konnten. Aber, wie gesagt, es war möglich, trotz der Flotte und auch ohne ‚Flottenfeierjahr' zu einer Verständigung zu gelangen. In diesem Sinn hatte ich meine Mission von Anfang aufgefaßt und es war mir auch gelungen, mein Programm zu verwirklichen, als der Ausbruch des Krieges alles Erreichte vernichtete.

Der Handelsneid, von dem bei uns so viel der Rede ist, beruht auf unrichtiger Beurtheilung der Verhältnisse. Gewiß bedrohte das Emporkommen Deutschlands als Handelsmacht nach dem Krieg von 1870 und in folgenden Dezennien die Interessen der britischen Handelskreise, die mit ihrer Industrie und mit ihren Exporthäusern eine Art Monopolstellung besaßen. Der zunehmende Waarenaustausch mit Deutschland aber, das an der Spitze aller britischen Exportländer in Europa stand, eine Thatsache, auf die ich in meinen öffentlichen Reden immer hinwies, hatte den Wunsch, mit dem besten Kunden und Geschäftsfreund in guten Beziehungen zu bleiben, gezeitigt und alle anderen Erwägungen allmählich zurückgedrängt.

Der Brite ist matter of fact, er findet sich mit Thatsachen ab und kämpft nicht gegen Windmühlen. Gerade in den kaufmännischen Kreisen fand ich das lebhafteste Entgegenkommen und das Bestreben, die gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen zu fördern. Ich habe, um mit den wichtigen Handelskreisen Fühlung zu bekommen, den Einladungen der Vereinigten Handelskammern und der londoner und bradforder Kammer entsprochen und war Gast der Städte Newcastle und Liverpool. Ueberall war ich der Gegenstand herzlicher Huldigungen. Auch Manchester, Glasgow und Edinburg hatten mich geladen und ich wollte später dorthin gehen.

Mir wurde von Leuten, die britische Verhältnisse nicht kennen und die Bedeutung der ‚public dinners' nicht würdigen, und auch von Solchen, denen meine Erfolge unerwünscht waren, der Vorwurf gemacht, ich habe durch meine Reden geschadet. Ich glaube vielmehr, daß mein öffentliches Auftreten und die Betonung gemeinsamer wirthschaftlicher Interessen nicht unwesentlich zur Besserung der Beziehungen beigetragen hat, abgesehen davon, daß es ungeschickt und unhöflich gewesen wäre, alle Einladungen abzulehnen.

Auch in allen anderen Kreisen habe ich die liebenswürdigste Aufnahme und ein warmes Entgegenkommen gefunden, bei Hof, in der Gesellschaft und bei der Regirung.

Greys Einfluß war in allen Fragen der auswärtigen Politik nahezu unbeschränkt. Zwar sagte er bei wichtigen Anlässen: „Ich muß

Das erst im Ministerrath vorbringen"; doch schloß dieser sich seinen Ansichten regelmäßig an. Seine Autorität war unbestritten. Obwohl er das Ausland gar nicht kennt und außer einer kurzen Reise nach Paris niemals England verlassen hatte, beherrschte er alle wichtigen Fragen durch langjährige parlamentarische Erfahrung und natürlichen Ueberblick. Französisch versteht er, ohne es zu sprechen. In jungen Jahren in das Parlament gewählt, hatte er bald angefangen, sich mit Auslandpolitik zu befassen. Unter Lord Rosebery war er Parlamentarischer Unterstaatssekretär des Auswärtigen, wurde 1906 unter Mr. Campbell-Bannermann Staatssekretär und bekleidete diesen Posten dann zehn Jahre. Aus einer alten, im Norden Englands begüterten Familie stammend, die bereits den bekannten Staatsmann Grey geliefert hatte, schloß er sich dem linken Flügel seiner Partei an und sympathisirte mit Sozialisten und Pazifisten. Man kann ihn einen Sozialisten im idealen Sinn nennen, denn er überträgt die Theorie auch auf sein Privatleben, das sich durch die größte Einfachheit und Anspruchlosigkeit auszeichnet, obwohl er über reichliche Mittel verfügt. Jede Repräsentation liegt ihm fern. Er hatte in London nur ein kleines Absteigequartier, gab niemals Diners, außer dem einen amtlichen im Auswärtigen Amt zu Königs Geburtstag. Wenn er einmal Gäste bei sich sah, so war es zu einem einfachen Essen in ganz kleinem Kreis und mit weiblicher Bedienung. Auch mied er große Geselligkeit und Feste.

Das Wochenende verbringt er, wie seine Kollegen, stets auf dem Lande, doch nicht mit eleganten, großen ‚parties'. Meist bleibt er allein in seinem Cottage in Newforest, wo er lange Spazirgänge macht, um Vögel zu beobachten als leidenschaftlicher Naturfreund und Ornithologe. Oder er ging nach Norden auf sein Gut, wo er Eichhörnchen fütterte, die den Weg durch das Fenster fanden, und verschiedene Arten Wasservögel züchtete. Mit Vorliebe setzte er sich gelegentlich nach Norfolk in die Sümpfe, um seltene Reiherarten beim Brüten zu beobachten, die nur dort nisten.

In seiner Jugend war er ein berühmter Cricket- und Racketspieler; jetzt treibt er als Hauptsport das Angeln nach Lachs und Forellen in den schottischen Gewässern. ‚Das ganze Jahr lang freue ich mich darauf', sagte er einmal. Er hat ein Buch über den Angelsport herausgegeben. Als wir ein week-end mit ihm in der Nähe von Salisbury verbrachten, kam er auf dem Zweirad angefahren und kehrte eben so nach seinem etwa dreißig Englische Meilen entfernten Cottage zurück.

Die Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens verschaffen ihm auch die Achtung seiner Gegner, die mehr auf dem Gebiete der inneren als der auswärtigen Politik zu suchen waren. Lügen und Intriguen sind ihm gleichmäßig fern.

Seine Frau, die er zärtlich liebte, trotzdem sie angeblich nicht eigentlich seine Gattin war, und von der er sich niemals trennte, starb

in Folge eines Sturzes aus einem Wagen, den sie selbst lenkte. Einer seiner Brüder wurde von einem Löwen getötet. Wordsworth ist sein Lieblingdichter und er konnte ihn auswendig vortragen. So sieht der Mann aus, der als Lügen-Grey und als Anstifter des Weltkrieges verschrien wird.

Mr. Asquith ist ganz anderer Art. Als jovialer Lebemann, als Freund der Damen, namentlich der jungen und hübschen, liebt er heitere Gesellschaft und gute Küche und wird dabei von seiner lebenslustigen Gattin unterstützt. Ehemals bekannter Advokat mit reichem Einkommen und langjähriger Parlamentarier, dann Minister unter Mr. Gladstone, Pazifist, wie sein Freund Grey, und Freund einer Verständigung mit Deutschland, behandelte er alle Fragen mit der heiteren Ruhe und Sicherheit eines erfahrenen Geschäftsmannes, dessen gute Gesundheit und vortreffliche Nerven durch fleißiges Golfspiel gestählt sind. Seine Töchter gingen in deutsche Pensionate und sprachen fließend Deutsch. Wir waren nach kurzer Zeit mit ihm und seiner Familie befreundet und seine Gäste auf dem Lande in dem kleinen Hause an der Themse.

Um auswärtige Politik kümmerte er sich nur in seltenen Fällen, wenn wichtige Fragen vorlagen; dann war natürlich die letzte Entscheidung bei ihm. In den kritischen Tagen des Juli kam Mrs. Asquith wiederholt zu uns, um zu warnen, und war schließlich ganz verzweifelt über die tragische Wendung. Auch Herr Asquith war am zweiten August, als ich ihn besuchte, um einen letzten Versuch im Sinn einer abwartenden Neutralität zu machen, ganz gebrochen, wenn auch vollkommen ruhig. Die Thränen liefen ihm über die beiden Wangen hinunter.

Im Foreign Office hatten, neben dem Staatssekretär, Nicolson und Tyrrell den stärksten Einfluß. Unterstaatssekretär Nicolson war nicht unser Freund, aber seine Haltung gegen mich war immer durchaus korrekt und zuvorkommend. Unsere persönlichen Beziehungen waren die besten. Auch er wollte den Krieg nicht; als wir aber gegen Frankreich zogen, hat er zweifellos im Sinn des sofortigen Anschlusses gearbeitet. Er war der Vertrauensmann meines französischen Kollegen, mit dem er in dauernder Fühlung stand. Er war Botschafter in Petersburg gewesen und hatte den Vertrag des Jahres 1907 abgeschlossen, der Rußland ermöglichte, sich dem Westen und dem nahen Orient wieder zuzuwenden.

Viel größeren Einfluß als der Permanente Unterstaatssekretär besaß der Kabinetschef Sir Edwards: Tyrrell. Dieser hochintelligente Mann hatte in Deutschland das Gymnasium besucht und sich nachher der Diplomatie zugewandt, war aber nur kurze Zeit im Ausland gewesen. Zunächst schloß er sich der damals unter den jüngeren britischen Diplomaten modernen antideutschen Richtung an, wurde später aber ein überzeugter Befürworter der Verständigung. In diesem Sinn hat er auch Grey beeinflußt, mit dem er sehr intim war. Seit Aus-

bruch des Krieges hat er das Amt verlassen und im Home Office (Ministerium des Innern) Anstellung gefunden; er ging wohl in Folge der gegen ihn wegen seiner germanophilen Richtung erhobenen Kritik.

Die Wuth gewisser Herren über meine londoner Erfolge und über die Stellung, die ich mir in kurzer Zeit machen konnte, war unbeschreiblich. Chicanöse Erlasse wurden ersonnen, um mein Amt zu erschweren; ich blieb in völliger Unkenntniß der wichtigsten Dinge und wurde auf die Mittheilung belangloser, langweiliger Berichte beschränkt. Geheime Agentennachrichten über Dinge, die ich ohne Spionage und die nöthigen Fonds nicht erfahren konnte, waren mir niemals zugänglich; und erst in den letzten Tagen des Juli 1914 erfuhr ich zufällig durch den Marineattaché die geheimen englisch-französischen Abmachungen über das Zusammenwirken beider Flotten im Fall eines Krieges. Auch andere wichtige und dem Amt längs bekannte Vorgänge, wie der Briefwechsel Grey-Cambon, wurden mir vorenthalten.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft die Ueberzeugung gewonnen, daß wir unter keinen Umständen einen englischen Angriff oder eine englische Unterstützung eines fremden Angriffes zu befürchten hätten, daß aber unter allen Umständen England die Franzosen schützen werde. Diese Ansicht habe ich in wiederholten Berichten und mit ausführlicher Begründung und großem Nachdruck vertreten, ohne jedoch Glauben zu finden, obwohl die Ablehnung der Neutralitätformel durch Lord Haldane und die Haltung Englands während der Marokkokrise recht deutliche Winke waren. Dazu kamen noch die bereits erwähnten und dem Amte bekannten geheimen Abmachungen.

Ich wies immer darauf hin, daß England als Handelsstaat bei jedem Kriege zwischen europäischen Großmächten außerordentlich leiden, ihn daher mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde, aber eine Schwächung oder Vernichtung Frankreichs im Interesse des europäischen Gleichgewichtes und, um eine deutsche Uebermacht zu verhindern, niemals dulden könne. Das hatte mir bald nach meiner Ankunft Lord Haldane gesagt. In ähnlichem Sinn äußerten sich alle maßgebenden Leute.

Nach Sarajewo war die Haltung der englischen Presse ruhig und den Oesterreichern freundlich, da man den Mord verurtheilte. Allmählich aber wurden immer mehr Stimmen laut, die betonten, daß, so sehr eine Ahndung des Verbrechens nöthig sei, dessen Ausbeutung zu politischen Zwecken nicht zu rechtfertigen wäre. Oesterreich wurde eindringlich zur Mäßigung aufgefordert.

Als das Ultimatum erschien, waren alle Organe, mit Ausnahme des stets nothleidenden ‚Standard‘, einig in der Verurtheilung. Die ganze Welt, außer in Berlin und Wien, begriff, daß es den Krieg, und zwar den Weltkrieg bedeutete. Die britische Flotte, welche zufällig zu einer Flottenschau versammelt war, wurde nicht demobilisirt. Ich drängte zunächst auf eine möglichst entgegenkommende Antwort

Serbiens, da die Haltung der russischen Regirung keinen Zweifel mehr an dem Ernst der Lage ließ. Die serbische Antwort entsprach den britischen Bemühungen, denn thatsächlich hatte Herr Paschitsch Alles angenommen, bis auf zwei Punkte, über die er sich bereit erklärte zu unterhandeln. Wollten Rußland und England den Krieg, um uns zu überfallen, so genügte ein Wink nach Belgrad: und die unerhörte Note blieb unbeantwortet.

Grey ging die serbische Antwort mit mir durch und wies auf die entgegenkommende Haltung der Regirung in Belgrad. Wir beriethen dann seinen Vermittelungvorschlag, der eine beiden Theilen annehmbare Auslegung der beiden Punkte vereinbaren sollte. Unter seinem Vorsitz wären Herr Cambon, Marquis Imperiali und ich zusammengetreten und es wäre leicht gewesen, eine annehmbare Form für die strittigen Punkte zu finden, die im Wesentlichen die Mitwirkung der k. u. k. Beamten bei den Untersuchungen in Belgrad betrafen. In einer oder zwei Sitzungen war Alles bei gutem Willen zu erledigen; und schon die bloße Annahme des britischen Vorschlages hätte eine Entspannung bewirkt und unsere Beziehungen zu England weiter verbessert... Nach unserer Ablehnung bat Sir Edward uns, mit einem Vorschlag hervorzutreten. Ich konnte keine andere Antwort erhalten als die, daß es ein kolossales ‚Entgegenkommen' Oesterreichs sei, keine Gebietserwerbungen zu beabsichtigen. Sir Edward wies mit Recht darauf hin, daß man auch ohne Gebietserwerbung ein Land zum Vasallen erniedrigen kann und daß Rußland hierin eine Demüthigung erblicken und es daher nicht dulden werde. Endlich entschloß sich Grey zu der Warnung vom neunundzwanzigsten Juli. Ich entgegnete, daß ich stets berichtet hätte, wir würden mit der englischen Gegnerschaft rechnen müssen, falls es zum Krieg mit Frankreich käme. Mehrmals sagte mir der Minister: ‚Wenn der Krieg ausbricht, giebt es die größte Katastrophe, die die Welt je erlebt hat.'

Ich hatte bis zum letzten Augenblick auf eine abwartende Haltung Englands gehofft. Auch mein französischer Kollege fühlte sich keineswegs sicher, wie ich aus privater Quelle erfuhr. Noch am ersten August hatte der König dem Präsidenten Poincaré ausweichend geantwortet.

Vor meiner Abreise empfing mich Grey in seiner Wohnung. Auf seinen Wunsch war ich hingegangen. Er war tief bewegt. Er sagte mir, er werde stets bereit sein, zu vermitteln. ‚Wir denken nicht daran, Deutschland zu zerschmettern.' Diese vertrauliche Unterredung ist leider veröffentlicht worden. Damit hat Herr von Bethmann die letzte Möglichkeit zerstört, über England den Frieden zu erlangen.

Unsere Abreise vollzog sich durchaus würdig und ruhig. Vorher hatte der König seinen Oberstallmeister Sir E. Ponsonby zu mir gesandt, um sein Bedauern über meine Abreise auszusprechen, und darüber, daß er mich nicht selbst sehen konnte. Prinzeß Luise schrieb mir, die ganze Familie betrauere unseren Fortgang. Mrs. Asquith und andere Freunde kamen zum Abschied in die Botschaft. Ein

Extrazug brachte uns nach Harwich. Dort war eine Ehrencompagnie für mich aufgestellt. Ich wurde wie ein abreisender Souverain behandelt. So endete meine londoner Mission. Sie scheiterte nicht an den Tücken der Briten, sondern an den Lücken unserer Politik.

Wenn ich jetzt, nach zwei Jahren, mir Alles rückwärts schauend vergegenwärtige, so sage ich mir, daß ich zu spät erkannte, daß kein Platz für mich war in einem System, das seit Jahren nur von Tradition und Routine lebte und das nur Vertreter duldet, die so berichten, wie man es lesen will. Vorurtheillosigkeit und unabhängiges Urtheil werden bekämpft, Unfähigkeit und Charakterlosigkeit gepriesen; Erfolge aber erregen Mißgunst und Beunruhigung.

Ich hatte den Widerstand gegen die wahnsinnige Dreibundpolitik aufgegeben, da ich einsah, daß er zwecklos war und daß man meine Warnungen als Austrophobie, als Fixe Idee hinstellte. In der Politik, die nicht Akrobatenthum oder Aktensport ist, sondern das Geschäft der Firma, giebt es keine Philie oder Phobie (Freundschaft oder Feindschaft), sondern nur das Interesse des Gemeinwesens. Eine Politik aber, die sich blos auf Oesterreicher, Magyaren und Türken stützt, muß in Gegensatz zu Rußland gerathen und schließlich zur Katastrophe führen. Trotz früheren Irrungen war im Juli 1914 noch Alles zu machen. Die Verständigung mit England war erreicht. Wir mußten Rußland die Gewißheit geben, daß wir weder die Meerengen beherrschen noch die Serben erdrosseln wollten. Weder Bündnisse noch Kriege, sondern nur Verträge brauchten wir, die uns und Andere schützten und einen wirthschaftlichen Aufschwung sicherten, der in der Geschichte ohne Vorgang war. War Rußland aber im Westen entlastet, so konnte es sich wieder nach Osten wenden: und der anglo-russische Gegensatz trat dann automatisch und ohne unsere Mitwirkung hervor, nicht minder aber der russisch-japanische.

Wir konnten auch der Frage der Rüstungbeschränkung näher treten und brauchten uns um österreichische Wirrnisse nicht mehr zu kümmern. Ich hatte in London eine Politik zu unterstützen, deren Irrlehre ich erkannte. Das hat sich an mir gerächt, denn es war eine Sünde wider den Heiligen Geist.

Der Militärismus, eigentlich eine Schule des Volkes und ein Instrument der Politik, macht die Politik zum Instrument der Militärmacht, wenn der patriarchalische Absolutismus des Soldatenkönigthums eine Haltung ermöglicht, die eine militärisch-junkerlichen Einflüssen entrückte Demokratie nicht zulassen würde. So denken unsere Feinde; und so müssen sie denken, wenn sie sehen, daß trotz kapitalistischer Industrialisirung und trotz sozialistischer Organisirung die Lebenden, wie Friedrich Nietzsche sagt, noch von den Toten regirt werden. Das vornehmste feindliche Kriegsziel, die Demokratisirung Deutschlands, wird sich verwirklichen.

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Richtig, also nicht in Polen und Belgien, in Frankreich und Serbien. Das ist die Rückkehr zum Heiligen Römischen Reich, zu den Irrungen der Hohen-

staufen und Habsburger. Es ist die Politik der Plantagenets, nicht die der Drake und Raleigh, Nelson und Rhodes. Dreibundpolitik ist Rückkehr zur Vergangenheit, Abkehr von der Zukunft, dem Imperialismus, der Weltpolitik. Mitteleuropa ist Mittelalter, Berlin-Bagdad eine Sackgasse, nicht der Weg ins Freie, zu unbegrenzten Möglichkeiten, zur Weltmission des deutschen Volkes.

Ich bin kein Gegner Oesterreichs oder Ungarns oder Italiens und Serbiens oder irgendeines anderen Staates, sondern nur ein Gegner der Dreibundpolitik, die uns von unseren Zielen ablenken und auf die schiefe Ebene der Kontinentalpolitik bringen mußte. Sie war nicht deutsche, sondern k. u. k. Hauspolitik. Die Oesterreicher hatten sich daran gewöhnt, das Bündniß als einen Schirm zu betrachten, unter dessen Schutz sie nach Belieben Ausflüge in den Orient machen konnten. (Fürst Lichnowsky: „Meine londoner Mission".)

„Mitte Juli 1914 hatte ich, wie schon mehrmals, eine Besprechung mit Dr. Helfferich, dem damaligen Director der Deutschen Bank in Berlin und heutigen Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Deutsche Bank hatte eine ablehnende Haltung gegenüber einigen großen Transaktionen eingenommen (Bulgarien und Türkei), an denen die Firma Krupp aus geschäftlichen Gründen (Lieferung von Kriegsmaterial) ein lebhaftes Interesse hatte. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich schließlich den folgenden. Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall abwarten, ehe sie sich im Ausland weiter engagirt. Die Oesterreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter, sofortiger Genugthuungen verlangt wird, anderen Falls Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt. Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Die Oesterreicher seien über diese entschlossene Haltung des Kaisers sehr befriedigt gewesen. Als ich Dr. Helfferich daraufhin sagte, diese unheimliche Mittheilung mache meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Frankreich und Rußland die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion. Dies war die erste Mittheilung, die ich erhielt über die Besprechungen des Kaisers mit den Bundesgenossen. Ich kannte Dr. Helfferichs besonders vertrauensvolle Beziehungen zu

den Persönlichkeiten, die eingeweiht sein mußten, und die Verläßlichkeit seiner Mittheilung.

Nach meiner Rückkehr von Berlin unterrichtete ich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals angehörte. Dr. Helfferich hatte mir Dies übrigens erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtrath der Firma Krupp aufzunehmen.) Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regirung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann Folgendes. Er sei selbst beim Kaiser dieser Tage gewesen. Der Kaiser habe auch zu ihm von der Besprechung mit den Oesterreichern und deren Ergebniß gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mittheilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Dieser scheine freilich noch mehr Details zu wissen als er, Bohlen, selbst. Die Lage sei in der That sehr ernst. Der Kaiser habe ihm erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Fall werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt.

Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien auch dann das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war in dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich finde. Helfferich aber meinte, das klinge nur in deutscher Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jeder Zeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung mit Berlin halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich einzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag schon bedeutende Beträge aus.

Alsbald nach dem wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regirung Erklärungen dahin ab, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe, ohne Vorwissen Deutschlands. Bei dem Versuch, diese Erklärungen mit den zuvor genannten Vorgängen überhaupt vereinigen zu wollen, blieb nur etwa die Lösung, daß der Kaiser sich schon festgelegt hatte, ohne seine Regirung mitwirken zu lassen, und daß bei den Besprechungen mit den Oesterreichern auf deutscher Seite davon abgesehen wurde, den Wortlaut des Ultimatums zu verein-

baren. Denn daß der Inhalt des Ultimatums in Deutschland ziemlich genau bekannt war, habe ich gezeigt. Herr Krupp von Bohlen, mit dem ich über diese wenigstens der Wirkung nach lügnerischen deutschen Erklärungen sprach, war davon gleichfalls wenig erbaut, weil in einer so schwerwiegenden Angelegenheit Deutschland doch keine Blankovollmacht an einen Staat wie Oesterreich hätte ausstellen dürfen und es Pflicht der leitenden Staatsmänner gewesen wäre, sowohl vom Kaiser wie von den Bundesgenossen zu verlangen, daß die österreichischen Forderungen und das Ultimatum an Serbien auf das Eingehendste diskutirt und festgelegt werden und gleichzeitig das genaue Programm des weiteren Vorgehens überhaupt. Gleichviel, auf welchem Standpunkt man stehe, man dürfe sich doch nicht den Oesterreichern in die Hände geben, nicht Eventualitäten aussetzen, die man nicht vorher berechnet habe, sondern hätte an seine Verpflichtungen entsprechende Bedingungen knüpfen müssen. Kurz, Herr von Bohlen hielt die deutsche Ableugnung eines Vorwissens, falls in ihr eine Spur von Wahrheit stecke, für einen Verstoß gegen die Anfangsgründe diplomatischer Staatskunst und stellte mir in Aussicht, er werde mit Herrn von Jagow, dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der ein besonderer Freund von ihm war, in diesem Sinn reden. Als Ergebniß dieser Besprechung theilte mir Herr von Bohlen mit, Herr von Jagow sei ihm gegenüber fest dabei geblieben, daß er an dem Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatums nicht mitgewirkt habe und daß eine solche Forderung von Deutschland überhaupt nicht erhoben worden sei. Auf den Einwand, Das sei doch unbegreiflich, habe Herr von Jagow erwidert, daß er als Diplomat natürlich auch daran gedacht habe, ein solches Verlangen zu stellen. Der Kaiser habe sich aber in dem Zeitpunkt, in dem Herr von Jagow mit der Angelegenheit befaßt und hinzugezogen wurde, schon so festgelegt gehabt, daß es für ein Vorgehen nach diplomatischem Brauch schon zu spät und nichts mehr zu machen gewesen sei. Die Situation sei so gewesen, daß man mit Verklausulirungen gar nicht mehr habe kommen können. Schließlich habe Jagow sich gedacht, die Unterlassung werde auch ein Gutes haben, nämlich den guten Eindruck, den Deutschland in Petersburg und Paris mit der Erklärung machen könne, daß man an dem wiener Ultimatum nicht mitgearbeitet habe." (Brief des Dr. Muehlon.)

Vor acht Tagen habe ich, nicht zum ersten Mal, angedeutet, daß öffentliches Gerede über die Vorgeschichte des Krieges heute noch nutzlos bleiben müsse; zwielicht könne der Sonnenhelle erst nach einem Verfahren weichen, das über alle nothwendigen Zeugen und Akten verfügt und dessen Zweck, lautere Wahrheit zu finden, nicht durch Schatten der Staatsraison und der Stimmungwälle verdunkelt wird. Herr Dr. Muehlon, der für das Haus Krupp die schwierigsten internationalen Verhandlungen führte und von berliner Bankleitern eben so hoch wie in Essen geschätzt

wurde, zeigte sich mir im Spätherbst 1913, in einem sehr langen Gespräch, als klaren Kopf von starker Willenskraft und unverhohlen demokratischer Gesinnung. In der Kriegszeit habe ich ihn nicht gesehen; weiß aber, daß er freiwillig aus seiner gerade in dieser Zeit höchst einträglichen essener Stellung schied, von der Regirung um die Uebernahme wichtiger Missionen ersucht wurde, ihr beträchtliche Dienste leistete und dann schrieb, die Ueberzeugung, das Streben in Verständigung mit den Feinden werde nicht als Gewissenspflicht empfunden, wehre ihm neue Mitarbeit. Die Nachfolger der für seine Hilfe dankbaren Regirung sprechen ihm, als einem „Mann mit krankem Gemüth, kranken Nerven, krankhafter Phantasie", die Glaubwürdigkeit ab. Haben sie bedacht, daß jeder Versuch, Belastungzeugen in den Krankenbezirk zu pferchen, das Mißtrauen der Menge weckt? Ich finde in Muehlons Offenem Brief keine Spur von Geistesverfall; genau so, wie er den Direktor Helfferich reden läßt, könnte noch der Staatsminister geredet haben. Der aber und Herr Krupp von Bohlen darf für sein Zeugniß gleiche Achtung fordern. Herr von Jagow hat in seiner Schutzschrift gegen den Fürsten Lichnowsky die Angaben Muehlons nicht erwähnt; nur gesagt, er sei am fünften Juli (wo „die Oesterreicher beim Kaiser gewesen" sein sollen) nicht in Berlin gewesen. Daraus wird mancher Unfreundliche schließen, an diesem Tag sei eine Entscheidung gefallen, für die der Staatssekretär nicht haftbar sein wolle. Dessen (in Muehlons Brief) letzter Satz stimmt fast wörtlich mit der Offiziösenmeldung überein, die ich am ersten August 1914 hier abdruckte: „Die Mittheilung, daß die österreichische Note an Serbien der berliner Regirung nicht früher als den anderen Kabineten bekannt geworden ist, hat in London, Paris und Petersburg einen vortrefflichen Eindruck gemacht." Damals schrieb ich: „Wenn auch nur denkbar wäre, daß der Kanzler des Deutschen Reiches nicht, bis ins Kleinste, genau wußte, was Oesterreich-Ungarn in Belgrad fordern werde, denkbar, daß wir mit solcher Explosivnote überrumpelt würden, dann säßen wir in engerer Klemme als in den Tagen des Deutschen Bundes und wären nicht Oesterreichs Reserve, nein, Oesterreichs Lanzenknechte. Dann müßte der Nationalstolz gegen ein Bündniß auflodern, das uns aus dem Rath scheidet, aber mit der Hauptlast der That bebürdet. Warum wird der Umlauf

so gefährlicher Märchen geduldet? Warum nicht gesagt, was ist (weil es sein muß): daß zwischen Wien und Berlin Alles vereinbart war? Wir wären unwürdig der Männer, die Preußens Vorherrschaft in Deutschland erkämpften, wir hätten uns Duncans schlaftrunkene Kämmerlinge zu Herren gesetzt, wenn es jemals anders sein könnte." Drei Tage danach lasen wir in dem deutschen Weißbuch die Sätze: „Die wiener Regirung benachrichtigte uns von ihrer Auffassung und erbat unsere Ansicht. Aus vollem Herzen konnten wir unserem Bundesgenossen unser Einverständniß mit seiner Einschätzung der Sachlage geben und ihn versichern, daß eine Aktion, die er für nothwendig hielte, um der gegen den Bestand der Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, unsere Billigung finden würde. Wir waren uns hierbei wohl bewußt, daß ein kriegerisches Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit, unserer Bundespflicht entsprechend, in einen Krieg verwickeln könnte. Wir konnten aber, in der Erkenntniß der vitalen Interessen Oesterreich-Ungarns, die auf dem Spiel standen, unserem Bundesgenossen weder zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit rathen noch auch ihm unseren Beistand in diesem schweren Moment versagen." Wozu jetzt der Lärm, der Hilferuf an den Psychiater, die Beschwörung des unsauberen Suchomlinow (auf dessen Prozeß auch Herr von Jagow, ohne ihn gründlich zu kennen, sich nun wieder zu stützen sucht)? Die lange Kriegsdauer hat manches Gedächtnißvermögen geschwächt. Ob der Kaiser mit einem Erzherzog oder General gesprochen, die Feste seines Entschlusses betont, die Deutsche Bank ihr Gold aus dem Umlauf gezogen, Suchomlinow gelogen, Rußland die Mobilmachung nur vorbereitet oder schon begonnen hat: nicht darauf kommts an. Auch nicht darauf, wann der Wortlaut des wiener Ultimatums in Berlin bekannt wurde. Das Wesentliche hat Herr von Bethmann im Weißbuch selbst gestanden. Er glaubte, das Lebensinteresse Oesterreich-Ungarns, dessen Würde mit Nachgiebigkeit nicht vereinbar sei, fordere die Demüthigung Serbiens, und stimmte, „aus vollem Herzen", dem wiener Plan zu, trotzdem er wußte, daß dessen Ausführung den Eingriff Rußlands erwirken und dadurch (mindestens) Deutschland und Frankreich in den Krieg ziehen werde. Wozu der Lärm? Mehr hat, in der Hauptsache, auch Herr Dr. Muehlon nicht gesagt.

Und nicht mehr der Fürst Lichnowsky. Der meint nicht, wie Fälscher oder Kindsköpfe behaupten, der Krieg sei von berliner Verschwörern in Finsterniß vorbereitet und aus niederträchtiger Selbstsucht erzwungen worden. Er hat im ersten Entwurf seiner Rechtfertigungschrift mit spöttischem Ton, der Schmerz bergen sollte, von dem „Weltkrieg aus Versehen" gesprochen: und durch die Wahl dieses Ausdruckes die Meinung bewiesen, unzulängliche Leiter des politischen Geschäftes seien (wie ihr grimmigster Gegner zu sagen pflegte) ahnunglos „in den Krieg geschlittert". Auch Einer, der aus Eitelkeit in Enttäuschung und „krankhafte Wahnvorstellung" abgerutscht ist? Wer in eigener Sache das Wort nimmt, muß wohl von sich sprechen; wer sich gegen die Anklage, blind und thöricht gewesen zu sein, vertheidigt, muß (und darf erst recht in einer nicht für irgendwelche Oeffentlichkeit bestimmten Schrift) auf Leistung und Erfolg hinweisen. Vor dem Verdacht eitlen Geckenthumes braucht kein Diomedes diesen Hektor zu schirmen. Der von des Liedes Stimmen Verschriene zeugt selbst für sich; zeiht vor Nahen und Fernen, Freunden und Enkeln sich der schwersten Schuld. „Ich hatte in London eine Politik zu unterstützen, deren Irrlehre ich erkannte. Das hat sich an mir gerächt: denn es war eine Sünde wider den Heiligen Geist." Spricht so, fast einem in Dostojewskijs Welt Neuigen ähnlich, ein von Eitelkeit Trunkener? Der würde kleinen Fehl, trügendes Augenmaß, Täuschung des reinen Herzens durch tyrische List der Karthager doch wohl leichter bekennen als unverzeihliche Sünde. Unverzeihlich aber wäre der Entschluß, einer Sache, die man für schlecht, also vernunftlos hält, dienstbar zu bleiben, weil dieser Dienst Machtmehrung, Glanz einbringt und immerhin „interessant" ist. Mich dünkt, daß der Fürst sich allzu schwerer Schuld anklagt, die ihn wirklich belastende nicht fühlt und, noch heute, nicht begreift, „was sich an ihm gerächt hat". Nicht wider seine Ueberzeugung, glaube ich, hat er gehandelt, sondern gedacht: Mit den berliner Dutzendleuten, die nur ihr Bischen Routine haben, werde ich hier, auf dem wichtigsten Außenposten, mit meiner Staatsmannsvernunft, meinem Hofrang und der Möglichkeit direkten Briefwechsels mit dem Kaiser, schon fertig. Trotzdem Bismarcks Erlebniß unter Schleinitz ihn warnen konnte, hat er gehofft, von einer Botschaft aus den Gang der Gesammtpolitik bestimmen zu können, und (nicht aus Dünkel, sondern der

Sache wegen) gezürnt, wenn die Berliner, die sich als „Vorgesetzte" fühlen durften, ärgerlich, statt auf ihn zu hören, murrten: „Lichnowsky hält sich wohl für den Oberkanzler? Er will immer klüger sein als das Amt." (Jagow.) Da lag eine Wurzel seines Irrthumes. Die zweite in der Gewohnheit, nur Personen, nicht immer, wie das Urtheil über Fritz von Holstein beweist, aus dem Auge ruhig wägender Gerechtigkeit, zu sehen, nur persönliche Vorzüge und Mängel für Wirkung und Hemmung verantwortlich zu machen und scheu an der Frage vorüberzuschleichen, ob in diesen Personen nicht nur Systeme, seelische, politische, wirthschaftliche, sich, kräftig oder schwach, verkörpern. An einer Stelle überwindet Lichnowsky die Scheu: wo er an Nietzsches Wort von der Totenregirung im Reich der Lebenden erinnert. Vielleicht taugt er nicht in „Untergebenheit", in das Amt Eines, der mit dem Hirn Anderer denken, die Kinder fremden Geistes kämmen, kleiden, für Besuchsstunden aufputzen soll. Sterbenden oder schon toten Gedanken durfte er sich nicht verpflichten; mußte gehen, ehe ein Aron ihn als Sühnbock in die Wüste stieß. Doch er fühlte, nicht ohne Grund, in seinem Amt sich dem Reich nützlich und hoffte, seiner londoner Politik (die, mit ähnlichem Dankertrag, der bedachtsam milde Graf Wolff-Metternich vorbereitet hatte) den störrigen Willen der Vorgesetzten bald anzusträngen und mit dem so stattlich bespannten Donnerwagen über die breite Kluft zwischen militärischer und politischer Strategie hinwegzukommen. Dieser Wahn hat sich gerächt. Aber was die ungemeine Intelligenz des Warners voraussah, ist Ereigniß geworden. Die Feinde werden seine Schrift ausnützen? Sicher weidlich. Ihnen wird die Thatsache munden, daß der Kaiserliche Botschafter in London und der diplomatische Vertreter der Firma Krupp, zwei einander ferne und fremde Männer, sich in dem Glauben fanden, bei richtiger Weichenstellung wäre die Entgleisung in Krieg zu vermeiden gewesen. Schadet nicht. Haben Lansdownes, Snowdens, Hendersons Kritiken der Sache Englands geschadet? Und wir sind, deutscher Land- und Seemannschaft sei Dank, so weit, daß wir vor Glaubenssplitterung nicht zu zittern, nicht jeden vom Dogma Abtrünnigen im gelben Leinhemd, mit der hohen Pappmütze des Ketzers in Scheiterglut zu schicken brauchen.

Noch ist Krieg; und von den Waffenstillständen, die neuen Nikias und Antalkidas wieder als Friedensschlüsse gölten, bliebe

bis zum Makedonenfrieden Phlipps Muße genug, das Buch der Genesis zu schreiben. Die Entschleierung des im Sommer 1914 Geschehenen nützt heute nicht mehr und noch nicht. Nöthig aber und nothwendig ist die Erörterung der Grundsätze, nach denen Staatsmannskunst und Diplomatie fortan handeln soll; und weil zu solcher Erörterung die zwei Schutzschriften allerlei zuvor im Zunfthaus verborgenen Stoff bieten, ist gut, daß sie ans Licht kamen. Die des Herrn von Jagow (die gröber ist und öfter in Irrthum strauchelt, als von der Feder dieses behutsam feinen Junkers zu erwarten war) wendet sich an unbegrenzte Oeffentlichkeit und kann deshalb von dem Zellenleben des Auswärtigen Amtes nicht den Vorhang wegziehen. Im Urtheil über den Werth anglodeutscher Verständigung und über Greys Streben nach Friedenswahrung stimmt der Staatssekretär mit dem Botschafter überein; auch, scheint mir, in der Erkenntniß all der Fehler, von denen er sprechen könnte, wie Papst Benedikt über den Einbruch in Belgien: „Das war nicht unter meinem Pontifikat.“ Marokko ist ihm „eine politische Niederlage“, Bjoerkoe (Vertrag Wilhelm-Nikolai) eine Enttäuschung, Potsdam (Kiderlen-Sasonow) ein Schemen. Hört! Hört! Erinnern sich Einzelne noch, wie laut, jedesmal, die Errungenschaft gerühmt wurde und wie unwirsch sie meine Zweifel bebrummten? Jagows Anklagen sind mit der bei uns nicht mehr seltenen Geschicklichkeit gruppirt; haltbar ist nur die eine, die den Botschafter unerträglichen Dranges in Selbständigkeit zeiht. Denn daß Lichnowsky sich weder von „den Grundzügen bismärckischer Politik“ abgekehrt noch empfohlen hat, „Oesterreich-Ungarn im Stich zu lassen“, wird leicht zu erweisen sein. Für heute: Eine Maschine, deren Theile so schlecht in einander passen, kann nichts Rechtes leisten. Durch Einheit des Wollens und Handelns sind die großen Organisationen geworden: der Orden Jesu und das preußische Heer, die stärksten Banken, Industriegesellschaften, Rhedereien. Die Träger unseres Reichsgeschäftes kannten, verstanden, trauten einander nicht. Offene Aussprache? Der macht mir doch nur was vor. Aufklärung der Gründe, die einen Beschluß erzwangen? Steckt ja doch nur Persönliches dahinter; Einer will sich halten, der Zweite noch höher klettern, der Dritte Beide blamiren; wozu Vorwände begaffen? So schlimmer Wirrniß hat sich der Glaube entbunden, nur die Waffe könne dem Reich in der Welt noch Geltung er-

streiten. Und mit gedoppeltem Dank grüßt der Deutsche sein unermüdliches Heer, dem auch in West nun Lenzerfolg blüht.

In der Entsetzensspannung dieser Tage und Nächte, die Millionen Menschen, fast jeder einer engen Lebensgemeinschaft Licht oder Stab, in unerschaute Feuerwirbel und erstickende Gasschwaden schleudern, zerreißen die Fäden des Denkens. Wer den Graus empfindet und in ihm das Kreißen eines Menschheitschicksals ahnt, dürfte sich nicht in den Versuch nüchternen Gedankenausdruckes vorwagen. Der kann nur Kühlen gelingen. Betet jetzt Gott? Sucht der Hauch seiner Liebe den allgütigen Menschen, dessen Schwelle niemals der Schatten des Unwahren gekreuzt hat, und verhallt dann in den Seufzer, daß dieser des Gebetes Würdige unsichtbar ist? Durch Jahrtausende schallt, ehern und dennoch hold, unverjährbare Mahnung. Aus der Stiftshütte hörte ja Moses. „Du sollst nicht stehen wider Deines Nächsten Blut, ihn nicht verleumden und hassen noch gieren, an ihm Dich zu rächen, sondern ihn lieben wie Dich selbst.“ Die Lehre des Vaters wird dem Sohn Lebensinhalt; füllt bis an den Rand das Gefäß seines Menschenleibes. Hammerschläge und spitze Nägel sprengen die zarte Schale; heraus aber rinnt der Strom von Erlebniß geweihter Liebe. Jeder Apostel empfängt, jeder kündet, wie neues Gebot, die Mahnung, Brudersgüte dem Bruder zu zollen, Unrecht lieber zu leiden als zu thun und nicht träg sich aufs Lotterbett übler Gewohnheit zu räkeln. „Euer Ruf duftet nicht fein. Feget drum aus Euren Häusern den alten Sauerteig und trachtet, schnell ein neuer Teig zu werden. Lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, nicht im Teig der Bosheit und Verschmitztheit, sondern in dem ungesäuerten Teig lauterer Wahrhaftigkeit.“ Wo sind die Reiche der Kyros, Philipp, Alexander, Dschenghis, Timur, Caesar, Attila, Bonaparte, von deren Kriegerruhm und Eroberertrat die Erdfeste dröhnte? Das Reich des Geistes, dessen nie laue, nie schwächliche Menschenliebe im Stall noch Menschenwürde zeugt, hat sie, alle, überdauert. Und nach jeder Finsterniß leuchtet ihm eine Sonne. Der alte Teig schimmelt; trachtet, ein neuer zu werden! Den nur süßt echte Osterfreude mit dem ewigen Frühlingshoffen, daß dem in schwerer Passion Unbefleckten kein Fels die Auferstehung in Herrlichkeit wehrt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Vom Büchermarkt

Menschenwege. Aus den Notizen eines Vagabunden. Von Waldemar Bonsels. Geheftet 5,— M., gebunden 6,50 M.

Diese Notizen eines Vagabunden stellen die Erlebnisse eines Menschen dar, der die Welt unserer Zeit in einer überraschenden inneren Freiheit den Ansichten, Vorurteilen und Gesetzen unseres Herkommens gegenüber durchwandert, und in dessen Gemüt sich die Erscheinungen darbieten, als gäbe es keinen Widerhall als nur den der unverfälschten menschlichen Natur. Es entsteht dem Leser langsam ein Weltbild, dessen Mittelpunkt die Liebe ist, und in diesen Strahlen verwandelt sich die Fülle der Erscheinungen in eine Einheit hoher sittlicher Forderung. Man ist versucht, die Betrachtungsart dieses unbeirrbaren Wanderers als eine Scheidung vergänglicher von unvergänglichen Dingen aufzufassen, und das Menschentum dieser Lebensweisheit wirkt überraschend, neu und herausfordernd. Der Inhalt des Buches bietet sich uns nun keinesfalls in abstrakten Abhandlungen dar, sondern in der bunten Fülle der Erscheinungen, des anschaulichen Erlebnisses; denn dieser Vagabund in Lumpen, über einem empfindsamen Herzen, berichtet in seinem Buch von den seltsamsten Begegnungen auf seiner Wanderschaft mit Heiligen und Verbrechern, mit Frauen und Dirnen, mit Toten und Lebendigen, mit der Natur; mit Tieren und mit Gott. Die Wesen, die ihm auf seiner scheinbar so ziellosen Wanderung begegnen, muten wie Gestalten aus einer Legendenwelt an und sind doch die Geschöpfe unseres Lebens und unserer Tage. Die Offenheit dieses merkwürdigen Menschen, vor dem alle Schranken der herkömmlichen Lebensart zu fallen scheinen, führt ihn in dunkle Gassen und durch trübe Nächte, unter dem Sonnenhimmel dahin, durch Städte und Wälder, in Schlösser und Hütten, und was ihm begegnet, wird beredt und scheint ihm auf die eine große Frage seines suchenden Geistes zu antworten, auf die Frage nach der Erlösung des Menschen. Das Buch ist in jeder Buchhandlung zu haben oder direkt vom Verlage Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Wahlrecht und Demokratie in Deutschland. Von Professor Dr. Max Weber. Heft 2 der „Schriften zur inneren Politik", herausgegeben von Wilhelm Heile und Walter Schotte. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), Berlin-Schöneberg, 1917. 48 Seiten. Preis 1,20 M.

In schneller Folge erscheint hinter Naumanns glänzender Schrift „Der Kaiser im Volksstaat" in der gleichen Sammlung die nicht minder geistvolle und überaus temperamentvolle Arbeit des Heidelberger Universitätsprofessors Max Weber. Diese Arbeit kommt gerade zur rechten Zeit, während im preußischen Landtag die entscheidenden Kämpfe über die Verfassungsreform Preußens und damit Deutschlands ausgefochten werden. Nie ist die Fragestellung schärfer, die Beantwortung klarer und bestimmter gefaßt worden, als in dieser Schrift. Die ganze Arbeit ist von so überzeugender Kraft der Gedanken- und Beweisführung, daß alle noch so geschickt beleuchteten Versuche, durch Stimmhäufung nach Besitz-, Bildung, ständischer Gliederung usw. Vorrechte und Vorzugsstellungen zu erhalten oder neu zu schaffen, demgegenüber nicht standhalten können.

„Der Friede". Unter diesem Titel erscheint seit Anfang Januar in Wien eine Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur, der in Anbetracht ihres vielseitigen Inhalts weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Preis 4 M., geb. 5 M.

Bei der Neueinrichtung des deutschen Staatsgebäudes spielt das Wahlrechtsproblem — nicht nur in Preußen — eine weithin sichtbare Rolle. Die Kenntnis und Beurteilung der darin enthaltenen Einzelprobleme ist daher für jeden Gebildeten ein zeitgemäßes Bedürfnis, und so wird die vorliegende Schrift des bekannten Staats- und Völkerrechtslehrers denn um so freudiger begrüßt werden, als bisher ein übersichtliches Büchlein fehlte, das die Grundprobleme, wie sie sich in unseren Tagen dem prüfenden Auge darbieten, in ihrer Vielseitigkeit erfaßt, auf möglichst klare Linien gebracht und freimütig Stellung genommen hätte.

Unser Bestand an Wertpapieren setzt sich zusammen aus

a) 1. Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten in 11 Arten . Mk. 16 731 899.73		
2. verzinsliche Schatzanweisungen bis 1922 fällig . . „ 22 636 256.82	Mk.	39 368 156.55
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Notenbanken beleihbare Wertpapiere in 29 Arten . .	„	2 162 676.54
c) sonstige börsengängige Wertpapiere:		
1. festverzinsliche Papiere in 3 Arten . . . . Mk. 22 710.05		
2. Aktien in 7 Arten . . . „ 467 415.—	„	490 125.05
d) nicht börsengängige Wertpapiere:		
1. festverzinsliche Wertpapiere in 6 Arten . . . . . . Mk. 11 536.25		
2. Aktien in 27 Arten . . . „ 77 660 65	„	89 196.90

Es betrugen die Einlagen:	31./12. 1917		31./12. 1916
nach 6 Monaten kündbar . . .	Mk. 25 275 304.86	gegen	Mk. 13 853 333.89
von 3 Monaten bis 6 Monaten kündbar	42 283 542.79		19 016 123.33
von 7 Tagen bis 3 Monaten kündbar	69 745 787.54		14 396 512.68
mit kürzeren Fristen kündbar . .	87 629 574.16		65 215 798.85

Die im verflossenen Geschäftsjahre erzielten Umsätze stellten sich wie folgt:

Umsätze in laufender Rechnung	im Soll	im Haben
	Mk. 10 381 907 785.57	Mk. 10 473 397 524.29
gegen in 1916	„ 6 445 979 374.71	„ 6 476 634 136.76

Umsätze auf den lebenden und toten Rechnungen, von beiden Seiten gerechnet Mk. 34 285 735 984.53

gegen im Vorjahre „ 22 189 424 175.—

Es gingen ein:

an Mark- und Platzwechseln	Stück 861 609 im Betrage von	„	2 148 758 337.54
an Auslandswechseln . .	„ 16 309 „ „ „	„	106 711 068.91
	Stück 877 918 „ „ „	Mk.	2 255 469 406.45

gegen 891 195 Stück im Betrage von Mk. 1 476 945 045.37 im Vorjahre.

Es betrug die Summe der Außenstände:

am 31. Dezember 1917	„	105 692 492 60
gegen am 31. Dezember 1916	„	110 521 094.43

Die Gesamtzahl der von uns geführten Rechnungen beträgt 30 123 gegen 25 868 Ende 1916.

Die Gewinn- und Verlust-Rechnung weist an

Zinserträgnis auf	Mk.	8 155 279.18
an Gebühren	„	5 200 571.17
an Gewinn auf Wertpapiere	„	300 186.51
an Vortrag aus 1916	„	454 225.50
	Mk.	14 110 262.36
Es betrugen die gesamten Verwaltungskosten einschließlich Steuern	„	4 512 688.42
so daß verbleiben	Mk.	9 597 573.94
Nach Abschreibung und Rückstellung auf Grundstücke, Gebäude und Talonsteuer	Mk.	223 965.38
stellt sich der Gewinn des Jahres 1917 auf . . .	„	9 373 608.56

Wir schlagen vor, diesen wie folgt zu verteilten:

7 % Dividende auf Mk. 92 499 400.— . . .	Mk.	6 474 958.—
Rückstellung für Kriegssteuer	„	540 000.—
Belohnungen an Beamte	„	400 000.—
Vertragsmäßige Gewinnanteile an Geschäftsinhaber und Direktoren (69 Personen)	„	1 073 848.46
satzungsgemäße Gewinnanteile an den Aufsichtsrat, 8%	„	425 115.69
und auf neue Rechnung vorzutragen	„	459 686.41
	Mk.	9 373 608.56

Commerz- u. Disconto-Bank, Hamburg-Berlin.

Achtundvierzigster Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1917.

Am Schlusse des vierten Kriegsjahres, über das wir in der Folge berichten, besteht Deutschlands militärische und wirtschaftliche Kraft ungeschwächt weiter. Die in Angriff und Abwehr erfolgreiche Tätigkeit seiner Heere im Osten, Süden und Westen, die zielbewußte Arbeit seiner Flotte und das befriedigende Ergebnis der Ernte bestärkten das deutsche Volk in seiner Ueberzeugung, daß es durchhalten könne und durchhalten wolle und daß ein günstiger Friede den ihm aufgezwungenen Kampf beenden werde.

Wenn es auch durch die allen völkerrechtlichen Verträgen widersprechende Behandlung der Neutralen unseren Gegnern möglich wurde, die Zufuhr mancher Rohstoffe zeitweilig zu verringern, so gelang es doch der unermüdlichen Wissenschaft und Technik, durch Auffindung und Herstellung geeigneter Ersatzstoffe die entstehenden Lücken zu schließen. Mit Anspannung aller Kräfte widmete man sich der Herstellung des Kriegsbedarfs und es gelang, allen Anforderungen zu entsprechen. Unsere Industrie war in den ihr gezogenen Grenzen so stark beschäftigt, daß zeitweilig die für das Inland zur Verfügung stehenden Mengen an Kohle und Eisen nicht ausreichten, um allen Wünschen gerecht zu werden. Hinter der Erzeugung des Notwendigen mußte teilweise die Herstellung anderer entbehrlicher Dinge zurückstehen, weil die für die Beschaffung des Gesamtbedarfs zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte knapp bemessen waren. Die Höhe der ausgeschütteten Dividenden und der Kursstand unserer Industriewerte an der Börse beweisen, wie erfolgreich die gewerbliche Tätigkeit im vergangenen Jahre war und wie zuversichtlich man die weitere Entwickelung beurteilt.

Es ist nur zu wünschen, wie wir schon in unserem vorigen Geschäftsbericht zum Ausdruck brachten, daß alle Maßregeln, die unter dem Zwange der Kriegswirtschaft getroffen sind und Handel und Gewerbe in ihrer freien Betätigung beengen, möglichst bald wieder aufgehoben werden, wenn der Krieg sein Ende erreicht hat und die Wege für den Weltverkehr wieder geöffnet sind.

In unseren wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande ist als erfreuliche Erscheinung eine beträchtliche Wertsteigerung der deutschen Valuta festzustellen, die mit dem Beginn des Waffenstillstandes an der östlichen Front einsetzte und bis zum Ende des Jahres erhebliche Fortschritte machte. Diese völlig aus politischen Ursachen hervorgegangene Erholung machte den stark spekulativen Charakter des früheren Rückganges deutlich ersichtlich. Sie widerlegt aber auch die feindliche Beweisführung, welche aus der zeitweilig besonders heftigen Entwertung unserer Valuta ungünstige Vergleiche zwischen der deutschen und der eigenen Wirtschaftslage herleiten wollte.

Die abgelaufene Geschäftsperiode zeigte eine weiter zunehmende Geldflüssigkeit und im Zusammenhange damit eine Vermehrung des anlagesuchenden Kapitals. Diese Geldflüssigkeit und das unerschütterliche Vertrauen auf den Enderfolg der deutschen Waffen bereiteten den beiden Kriegsanleihen des Jahres 1917 wiederum einen vollen Erfolg. Die Gesamtzeichnungen beliefen sich auf M. 25 603 000 000,— gegenüber M. 21 460 000 000,— im Jahre 1916.

Im wesentlichen war die Lage des Bankgeschäfts dieselbe wie im vorangegangenen Zeitabschnitt, und auch die erzielten Gewinne entsprangen hauptsächlich den gleichen Quellen. Insbesondere gilt dies vom Zinsenkonto, wenngleich die gesteigerte Geldflüssigkeit eine nutzbringende Anlage der Kapitalien zeitweilig erschwerte.

Der Wechseldiskontsatz der Deutschen Reichsbank von 5% blieb während des ganzen Jahres unverändert.

Unsere Kreditoren vermehrten sich um M. 329 000 000.— gegen das Vorjahr und im Zusammenhang damit erhöhten sich unsere Bestände an Wechseln und unverzinslichen Schatzanweisungen, Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen, sowie Reports und Lombards. Der Gewinn auf Zinsenkonto stieg von M. 9 430 000,— auf M. 11 550 000,— und die Einnahme aus Provisionen von M. 5 010 000,— auf M. 5 980 000,—.

Der Umsatz im Wertpapier- und Konsortialgeschäft war im verflossenen Jahre recht lebhaft; den in dieser Abteilung erzielten, nicht unerheblichen Nutzen haben wir auch diesmal zur Minderbewertung der Bestände verwandt.

Das Unkostenkonto erfuhr eine erhebliche Steigerung durch Gehalts- und Teuerungszulagen, sowie durch weitere Fürsorge für unsere im Felde stehenden Beamten und deren Familien.

Für eine zu zahlende Kriegsgewinnsteuer ist Vorsorge getroffen.

Unsere Filialen und Depositenkassen haben sich erfreulich entwickelt und zur Erhöhung des Erträgnisses entsprechend beigetragen, auch unsere Kommandite S. Kaufmann & Co. lieferte einen guten Gewinn ab. Wir errichteten neue Filialen in Stettin, Kottbus und Forst; am ersteren Platze haben wir die Firma Joel Hirschberg, an den beiden letzteren die Bankkommandite W. Loewenstein & Co. übernommen.

Ferner sind wir mit dem Chemnitzer Bank-Verein in Chemnitz und der Löbauer Bank in Löbau durch Vereinbarung einer Interessengemeinschaft in engere Verbindung getreten. Wir hatten Gelegenheit, uns einen Posten Aktien des Chemnitzer Bank-Vereins zu sichern. Angesichts des umfangreichen Filialnetzes dieser beiden Institute erwarten wir eine ersprießliche Entwicklung unserer geschäftlichen Beziehungen zum Königreich Sachsen und zu der Lausitz.

Die Norddeutsche Zucker-Raffinerie, Frellstadt, hat recht befriedigend gearbeitet und ihre Dividende von 6% auf 8% erhöht.

Die Waaren-Commissions-Bank in Hamburg verteilt eine Dividende von 10%. Die Geschäfte dieser Bank waren durch die behördlichen Maßnahmen erheblich eingeschränkt.

Die Barmbecker Brauerei Aktien-Gesellschaft erhöhte

ihre Dividende von 5% auf 7% und änderte die Firma in „Tivoli-Brauerei Aktiengesellschaft.

Die Bremen-Besigheimer Oelfabriken beschlossen die Erhöhung des Aktienkapitals von 7 Millionen auf 10 Millionen Mark. Die Dividende betrug 15% wie im Vorjahre.

Die Continental-Caoutchouc und Gutta-Percha-Compagnie Hannover, verteilt wiederum 30% Gewinn.

Die Hannoversche Gummiwerke „Exelsior" Aktiengesellschaft, Hannover, wird ihre Dividende von 24% im Vorjahre auf 26% erhöhen.

Diese beiden großen hannoverschen Gummifabriken haben im Jahre 1917, trotzdem sie von der Zufuhr von Rohgummi abgeschnitten waren, ihre kriegswirtschaftlichen Aufgaben voll erfüllen können.

Die Eisenbahnsignal-Bauanstalt Max Jüdel & Co. Aktiengesellschaft Braunschweig, hat für das Geschäftsjahr 1916 das gleiche Erträgnis von 14% wie im Jahre 1915 ausgeschüttet. Auf unseren Antrag wurden M. 2 000 000,— junge Aktien dieser Gesellschaft zum Börsenhandel zugelassen.

Die Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vormals C J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Aktiengesellschaft in Berlin hat durch ein unter unserer Führung stehendes Konsortium eine Erhöhung ihres Aktienkapitals um M. 2 150 000,— auf Mark 7 400 000,— durchgeführt. Wir haben die jungen Aktien dieser Gesellschaft zur Einführung gebracht. Für das Geschäftsjahr 1916/17 gelangte eine Dividende von 18% zur Ausschüttung.

Die C. Lorenz Aktiengesellschaft in Berlin verteilte für das Jahr 1916 eine Dividende von 35% und hat auch im abgelaufenen Geschäftsjahr günstig gearbeitet. Die jungen Aktien der Gesellschaft wurden zum Börsenhandel zugelassen.

Die Hackethal Draht- und Kabelwerke Aktiengesellschaft, Hannover, hat eine Erhöhung ihres Aktienkapitals um Mark 1 400 000,— vorgenommen, die jungen Aktien sind an der Berliner Börse zugelassen. Die Gesellschaft konnte für 1916 wiederum eine Dividende von 22% verteilen und hat auch für das am 31. Dezember 1917 beendigte Geschäftsjahr die gleiche Dividende bei erhöhten Abschreibungen vorgeschlagen.

Die Held & Francke Aktiengesellschaft, Berlin, erhöhte ihre Dividende im abgelaufenen Geschäftsjahr von 12% auf 14%.

Das Baroper Walzwerk Aktiengesellschaft, Barop in Westf., hat für das Geschäftsjahr 1916-17 einen Gewinn von 20% zur Ausschüttung gebracht. Wir haben in Gemeinschaft mit befreundeten Bankfirmen M. 1 000 000,— junge Aktien an der Börse eingeführt.

Die Telephon-Fabrik A. G. vormals J. Berliner in Hannover verteilte für das am 30. Juni 1917 abgelaufene Geschäftsjahr eine Dividende von 25%. Die Ausdehnung des Geschäftskreises dieser Gesellschaft macht eine Kapitalserhöhung notwendig, welche wir binnen kurzem zur Durchführung bringen werden.

Die Schiffsinstallation A. G. in Bremen wurde von uns gemeinschaftlich mit einer anderen Bank ins Leben gerufen, um die Interessen uns nahe stehender Firmen an elektrischer Ausrüstung von Schiffen zu vereinigen.

Die Alkaliwerke Ronnenberg A. G., Hannover, haben ihr Aktienkapital um M. 4 000 000,— auf M. 18 000 000,— erhöht, bei welcher Transaktion wir gemeinsam mit befreundeten Banken mitgewirkt haben. Für das Jahr 1916 hat die Gesellschaft eine Dividende von 4% zur Ausschüttung gebracht, während für das Jahr 1917 eine erhebliche Steigerung des Erträgnisses in Aussicht zu nehmen ist.

Die Linke-Hofmann-Werke Breslauer Aktiengesellschaft für Eisenbahnwagen- und Lokomotiv-Maschinenbau hat zwecks Uebernahme der Waggonfabrik Aktiengesellschaft vormals P. Herbrand & Cie. ihr Aktienkapital um M. 2 725 000,— erhöht. Wir haben uns an der Fusion sowie an der Uebernahme von M. 1 105 000,— der neu ausgegebenen Aktien in Gemeinschaft mit befreundeten Bankfirmen beteiligt. Die Dividende für das Geschäftsjahr 1916 betrug 24%.

Die Leipziger Werkzeugmaschinenfabrik vormals W. von Pittler Aktiengesellschaft bringt für das Jahr 1917 wieder 30% Dividende zur Verteilung.

Die Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnmaterial zu Görlitz erhöhte infolge Ausdehnung ihrer Geschäfte das Aktienkapital von 3 auf 4½ Millionen. Mit befreundeten Bankfirmen führten wir die Kapitalserhöhung durch und brachten die jungen Aktien zur Notierung an der Berliner Börse.

Durch unsre Vermittlung erwarb die Gebr. Krüger & Co. Aktiengesellschaft, Berlin, die Carl Schoening A.-G., Berlin. Zu diesem Zwecke erhöhte die Gebr. Krüger & Co. A.-G. ihr Kapital von Mark 2 100 000,— auf M. 3 000 000,—. In Gemeinschaft mit einer befreundeten Bankfirma stellten wir den Schoening-Aktionären die jungen Krüger-Aktien zum Bezuge an. Die Dividende bei der Krüger & Co. A.-G. wird für das Jahr 1917 mit 20% gegen 15% im vorigen Jahre vorgeschlagen.

Die Patzenhofer Brauerei A.-G. in Berlin erwarb die Berliner Bockbrauerei Aktiengesellschaft und vergrößerte zu diesem Zwecke ihr Aktienkapital um M. 2 700 000,—. Wir übernahmen in Gemeinschaft mit einer befreundeten Bank die Durchführung dieses Geschäfts.

An der Kapitalserhöhung, welche die Sächsische Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann, Chemnitz, zum Erwerb der Oskar Schimmel & Co. Aktiengesellschaft und zur Stärkung der Betriebsmittel im Betrage von 3 Millionen M. vornahm, indem sie das Kapital von 12 auf

15 Millionen erhöhte, nahmen wir teil, ebenso an der Einführung der Aktien an der Berliner Börse.

Mit befreundeten Banken übernahmen wir M. 5 000 000,— Westfälische Stahlwerke 5% Obligationen.

Weiter beteiligten wir uns an der Errichtung der

Hamburger Lloyd Versicherungs A.-G., Hamburg,

und der

„Albis" Versicherungs A.-G., Hamburg;

sowie an der Erhöhung des Kapitals der

„Hansa" Allgemeine Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Hamburg,

von 5 Millionen auf 8 Millionen Mark und der

Howaldtswerke, Kiel,

von 7 Millionen auf 10 Millionen Mark.

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches beträgt M. 42 485 063 049,01.

Wir beantragen, auf unser Aktienkapital von 85 Millionen Mark eine Dividende von 7% zu verteilen und dementsprechend den Reingewinn, welcher einschließlich des Gewinnvortrages von M. 659 813,— mit M. 10 148 270,80 durch die Gewinn- und Verlust-Rechnung ausgewiesen wird, wie folgt zu verwenden:

4% auf das Aktienkapital von M. 85 000 000,—	M.	3 400 000,—
Rückstellung für Talonsteuer	„	85 000,—
in den Reservefonds II	„	1 400 000 —
in den Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	„	200 000.—
Gewinnanteil an den Aufsichtsrat	„	266 296,54
Gewinnanteil an den Vorstand	„	416 481,88
Gewinnanteil und Gratifikationen an die stellvertretenden Direktoren, Filialdirektoren, Prokuristen und Beamten	„	1 290 000,—
3% weitere Dividende	„	2 550 000,—
Vortrag	„	550 492.38

Durch obige Zuwendung erreichen unsere Reservefonds I und II den Betrag von 20% des Aktienkapitals.

Wiederum haben wir aus der Zahl unserer zum Kriegsdienst einberufenen Beamten beklagenswerte Verluste zu verzeichnen. Die Namen der gefallenen Tapfern, denen wir ein treues, ehrendes Andenken bewahren werden, finden ihren Platz auf unserer Ehrentafel IV.

Hamburg, im März 1918.

Der Vorstand.

Die Weltenwende.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Man muß nur Augen haben, das Wunderbare zu sehen, was geschieht. Wenn nach 100 Jahren unsere Nachkommen in den Büchern der Geschichte lesen werden, was das Deutsche Volk in dieser Zeit ohne Gleichen geleistet und gelitten, ertragen und erstritten hat, dann werden sie sagen: das ist doch wohl Sage und Legende, das ist ja geradezu wunderbar. Wir, die wir mitwirkend und mitleidend das alles erleben, sind gar nicht imstande, die sinnverwirrende Größe des Weltgeschehens, aus dem das Deutsche Zeitalter hervorwächst, zu übersehen. Steil ist der Weg und dornig der Pfad, er führt durch ein Meer von Blut und Tränen, aber er führt zur Höhe! Sie hatten um das freiheitsdurstige Volk der Germanen eine Kette gelegt, sie ist zersprengt. Das Riesenreich Rußland liegt am Boden, der Rücken ist uns frei geworden; nun reckt und streckt sich die deutsche Brust dem Westen entgegen zur letzten Abwehr, und, wenn's sein muß, zum entscheidenden Schlag. Das Auge Deutschlands ist gerichtet auf England. Was wir wollen, ist nicht Weltherrschaft; was wir wollen, ist Freiheit für die Deutsche Weltarbeit. Die Entscheidungsstunde über Sein und Nichtsein dieser Freiheit schlägt. O Deutschland, hoch in Ehren, erkenne die Zeichen der Zeit und stehe fest, mein Vaterland! Fest steht und treu der feldgraue Wall; wir in der Heimat wollen und werden uns von unseren Brüdern da draußen nicht beschämen lassen. Wir stehen vor dem Tor des Deutschen Friedens, wir leben im Zeichen der Weltenwende. Das Vaterland erwartet von jedem deutschen Mann und jeder deutschen Frau, daß sie in dieser entscheidungsvollen Stunde restlos ihre Pflicht erfüllen. Es ist nicht nur eine Pflicht der Vaterlandsliebe, es ist die Pflicht der Selbsterhaltung, die uns gebietet, die bevorstehende 8. Kriegsanleihe zu einem überwältigenden Erfolge zu bringen. Das Geld ist da. Ihr Männer und Frauen in Stadt und Land, heraus mit dem Gelde fürs Vaterland! Es ist kein Rußland, dem ihr's gebt, es ist Deutschland, unser starkes, sieghaftes, zukunftsfrohes Vaterland. Segen von Kindern und Kindeskindern über alle, die nun mit ihrem Gelde helfen, daß das Werk vollendet wird, zu dem unsere Liebsten und Besten mit ihrem Blut den Grundstein gelegt haben.

Dieckmann-Lehe.

Bilanz der Mitteldeutschen Creditbank

per 31. Dezember 1917.

Aktiva.		M.	pf
Nicht eingezahltes Aktienkapital		—	—
Kasse, fremde Gelds., Kupons u. Guth. bei Noten- u. Abrechn.-(Clearing-) Bank.		31 533 456	51
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		148 926 929	21
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		93 748 973	89
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		55 849 597	69
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		57 050	—
Eigene Wertpapiere		9 900 713	58
Konsortial-Beteiligungen		6 379 213	82
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		1 773 000	—
Debitoren in laufender Rechnung			
a) gedeckte	M. 124 815 211,74		
davon durch börsengängige Wertpapiere gedeckt M. 86 861 919,72			
b) ungedeckte	„ 56 136 458,56	180 951 670	30
ausserdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 32 114 960,34			
Bankgebäude	M. 10 270 000,—		
abzüglich Hypotheken	„ 170 000,—	10 100 000	—
Sonstige Immobilien	M. 1 084 144,56		
abzüglich Hypotheken	„ 35 000,—	1 049 144	56
Mobiliar		1	—
		540 269 750	56

Passiva.		M.	pf
Aktienkapital		60 000 000	—
Reserven		9 250 000	—
Kreditoren		448 944 710	56
Akzepte und Schecks		16 084 598	45
ausserdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen	M. 32 114 960,34		
Uebergangsposten unserer Niederlassungen untereinander		993 505	13
Unerhobene Dividenden		40 566	—
Reingewinn des Jahres 1917	M. 4 852 409,32		
Vortrag aus dem Jahre 1916	„ 103 961,10	4 956 370	42
		540 269 750	56

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1917.

	M.	pf
Unkosten		
a) Gehälter und Geschäftsunkosten	3 622 513	92
b) Tantiemen d. Filialdirekt., d. Prokuristen u. d. Vorsteher d. Depos.-kassen, sow. Gratifikationen u. Teuerungszulagen an die Beamten	1 135 469	60
c) Für die zu den Fahnen einberufenen Beamten und deren Familien, sowie für andere Zwecke der Kriegsfürsorge	706 027	17
d) Steuern	578 713	52
Beiträge zum Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes und zur Pensionskasse der Bank	118 608	95
Abschreibungen auf Bankgebäude	106 403	66
auf Mobiliar	124 730	97
Reingewinn — Verteilung:		
7% Dividende auf M. 60 000 000,—	4 200 000	—
Tantiemen an Aufsichtsrat und Vorstand	641 463	86
Vortrag auf neue Rechnung	114 906	56
	11 548 838	21

	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1916	103 961	10
Gewinn aus Zinsen sowie aus deutschen und fremden Wechseln	7 172 439	99
Gewinn aus Provisionen	3 538 424	83
Gewinn aus Wertpapieren und Konsortialbeteiligungen	—	—
Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei Banken und Bankfirmen	251 736	22
Kleine Gewinne und Mieteinnahmen	282 276	07
	11 548 838	21

In der heute abgehaltenen 63. ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1917 auf 7% festgesetzt.

Der Dividendenschein für **1917** kommt mit **M. 21,—** für jede Aktie zu **M. 300**
„ 84,— „ „ „ „ „ **1200**
zur Auszahlung. Die Einlösung der Dividendenscheine erfolgt von heute ab: in **Frankfurt a. M., Berlin, Baden-Baden, Cöln, Essen, Fürth, Giessen, Hanau, Hannover, Hildesheim, Karlsruhe, Königsberg i. Pr., Mainz, München, Nürnberg** und **Wiesbaden** bei unseren Niederlassungen, sowie bei unseren Depositenkassen u. Wechselstuben in **Alsfeld i. H., Friedberg i. H., Höchst a. M., Lauterbach i. H., Marburg a. d. L., Offenbach a. M., Uelzen** (Provinz Hannover) und **Wetzlar** und unseren Agenturen in **Büdingen** und **Butzbach** an unseren Kassen vormittags zwischen 9 und 11 Uhr, in **Coblenz** und **Cöln** bei der Firma **Leopold Seligmann**, in **Hamburg** bei der Firma **M. M. Warburg & Co.**, in **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt (Abteilung Becker & Co.)**, in **Meiningen** und **Gotha** bei der **Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft**, in **München** bei den Firmen **H. Aufhäuser** und **Moritz Schulmann**, in **Stuttgart** bei der Firma **Doertenbach & Cie., G. m. b. H.**, in **Tübingen** und **Hechingen** bei der **Bankcommandite Siegmund Weil.** Die Dividendenscheine sind auf der Rückseite mit dem Firmenstempel oder dem Namen des Einreichenden zu versehen.

Frankfurt a. M., den 23. März 1918.

Der Vorstand der Mitteldeutschen Creditbank.

Dr. Katzenellenbogen. Mommsen. Reinhart. Wolfensperger.

Rheinische Handelsgesellschaft m.b.H.

Bankgeschäft — Düsseldorf 25.

An- und Verkauf von Effekten

sowie Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432.

Telegramm-Adresse: Velox.

Aktiengesellschaft für chemische Produkte

vormals H. Scheidemandel — Berlin.

Bilanz-Konto per 30. September 1917.

Aktiva.	M.	pf
Fabrikanlagen, Laboratorien, Büroeinrichtung und Patente	1	—
Grundstücke in Berlin	765000	—
Wertpapiere und Beteiligungen	13543465	61
Schuldner:		
a) Banken und Sparkassen	9449014	67
b) Tochtergesellschaften	9982828	49
c) Verschiedene	4733254	97
Barbestand	113639	09
Kautionswechsel	5000	—
Waren- und Material-Vorräte	2185607	26
Avale . . . . M. 1279400.—		
	40777811	09

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	11000000	—
Anleihe aus 1909	2623000	—
im eigenen Besitz	1129000	—
Reservefonds	1100000	—
Versicher.- u. Delkrederefonds	1162214	59
Umstellungsfonds auf Friedenswirtschaft	2000000	—
Preisausgleichsfonds	500000	—
Unterstützungsfonds	250000	—
Talonsteuer-Reserve	75000	—
Anleihe aus 1909, verloste Stücke	9180	—
Anleihezinsen-Rückstell.-Konto	33000	—
Hypotheken	579553	85
Restkaufpreise auf erworbene Fabriken	75000	—
Unbehobene Dividenden	4683	—
Gläubiger:		
a) Banken	1044941	46
b) Tochter-Gesellschaften	1975539	01
c) Verschiedene	13533600	14
Avale . . . . M. 1279400.—		
Gewinn- und Verlust-Konto	5941099	04
	40777811	09

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1916/17.

Soll.	M.	pf
Allgemein. Spesen-Konto	1688874	29
Steuern u. Versicherungen	925068	30
Abschreib. auf Fabriksanlagen	3638251	80
Bilanz-Konto	5941099	04
	11593293	43

Haben.	M.	pf
Gewinn-Vortrag	48459	29
Erträgnisse aus Fabrikation, Handelsgesellschaften, Beteiligungen und Zinsen	11544834	14
	11593293	43

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.